

UNTERWEGS ZU DEN KRANKEN

12. HEFT



*Bildnis der hl. Elisabeth von Thüringen
auf ihrem Sarkophag in Marburg*

VOM FRÖHLICHEN KRANKENDIENST DER HL. ELISABETH

Die heilige Elisabeth von Thüringen gründete drei Spitäler: in Eisenach, Gotha und Marburg. Vorher hatte es in Deutschland keine Krankenhäuser dieser Art gegeben. Es ist immer so: wenn die Zeit reif geworden ist für einen Gedanken, stehen völlig unabhängig voneinander und räumlich weit getrennt plötzlich Menschen auf, die nach diesem Gedanken leben und ihn verwirklichen, auch wenn sie sich damit in scharfen Gegensatz zu ihrer Umgebung stellen.

In demselben dreizehnten Jahrhundert nahm unter dem Einfluß arabischer Ärzte an der süditalienischen Universität Salerno die Heilwissenschaft einen gewaltigen Aufschwung, während gleichzeitig im Heiligen Land der Johanniter-Orden Pilger-Hospitale dort und auf den Kreuzfahrer-Inseln baute und bahnbrechend seine Ritter zum Krankendienst verpflichtete. Davon hat die siebzehnjährige Thüringer Fürstin kaum gewußt. Trotzdem baute sie aus eigener Initiative am Fuß der prächtigen Wartburg ein Krankenhaus mit 28 Betten, für „Asoziale“ — wie wir heute lieblos sagen würden. Elisabeth sah das Bild des Herrn durch Schmutz und Schwären leuchten. Im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts wuchsen Elend und soziale Kontraste ins Unermeßliche. Wenn Krieg oder Mißwachs die Ernte verteuerten, starben die Armen tatsächlich vor Hunger am Straßenrand. Dazu kamen die schweren ansteckenden Krankheiten, die aus Schmutz und Hunger entstanden oder aus dem Morgenland eingeschleppt wurden. Der Aussatz gehörte dazu, dem die Menschen hilflos gegenüber standen und dessen Wirkungen so furchtbare Formen annahmen, daß jede Liebe daran erkaltete. Die Kranken gingen ungepflegt zugrunde, ohne Arzt und oft ohne Priester, sie wurden wie räudige Tiere in die Wälder gejagt oder in schrecklichen Leprosen-Häusern zusammengepfert und wie Gefangene bewacht.

Almosen wurden immer gegeben freilich — und manchmal schlugen sich dann die Kranken um eine gespendete Münze gegenseitig tot. Die heilige Elisabeth tat mehr. Sie baute nicht nur aus eigener Initiative ihr Hospital gerade für die verlassen Kranken, sondern

sie verwirklichte darin und später als Witwe in Marburg auch genau dieselben Gedanken, die erst vierhundert Jahre nach ihr in Paris Vinzenz von Paul mit seinen barmherzigen Schwestern zum Durchbruch brachte. Die Landgräfin von Thüringen pflegte selbst die Kranken in ihrem Hospital. Das war etwas ganz und gar Umstürzendes für ihre Zeit, denn vor ihr war es nicht Sitte gewesen, daß außerhalb der Klöster Edelfrauen fremden Kranken niedrige Dienste taten. So wurde Elisabeth von Thüringen wohl zur ersten Krankenschwester in Deutschland. Niemand hatte sie geheißsen das zu tun. Sie war einzig und allein von ihrem eigenen warmen Herzen getrieben, das liebte. Elisabeth aber war in diesen ersten Jahren ihres Krankendienstes eine übergläckliche junge Frau, Mutter und Fürstin, der Mittelpunkt eines großen glanzvollen Hofes und in der Abwesenheit ihres Gatten Regentin des wichtigen Landes Thüringen.

Sofort nach ihrem Tod ließ der Magister Konrad von Marburg Zeugenaussagen über ihr Leben festhalten. Die wichtigste darunter ist „das Büchlein von den vier Mägden“, der Bericht von Elisabeths Dienerinnen und Gefährtinnen, die den größten Teil ihres kurzen Lebens mit ihr verbrachten. Eine dieser Mägde, Isentrud, die wohl mehr Freundin als Dienerin war, erzählt, daß die Landgräfin jeden Tag von der Wartburg hinunter nach Eisenach kam, manchmal zweimal am Tag, und sich selbst in den Krankendienst einordnete, dessen Leitung sie vollständig in der Hand hatte. Sie tat gerade die niedrigsten Dienste, die den Pflegerinnen schwer fielen, besonders bei den neu aufgenommenen Kranken: das Baden und das Scheren der verfilzten, von Schmutz und Eiter starrenden Haare, das Auswaschen der Schwären und die Reinigung von Kot und Blut. Isentrud vergißt aus eigener Erfahrung nicht, die verpestete Luft zu erwähnen und sagt: „Obwohl sie sonst verdorbene Luft nicht ertragen konnte, hielt sie doch die Ausdünstungen der Kranken, die von den Mägden nur mit Widerwillen ertragen wurden, ohne Scheu

aus.“ Es scheint oft gar nicht leicht gewesen zu sein, die Helferinnen bei der Stange zu halten, und es ist nur natürlich, wenn wir hören, daß die Mädchen vor den Aussätzigen zurückschreckten. Elisabeth gab ihnen da zur Aufmunterung den tiefsten Grund ihres eigenen Dienstes an: „Müssen wir uns nicht glücklich schätzen, in diesen Unglücklichen den Herrn selbst zu bedienen?“ „Ja, für Euch mag das so sein“, antwortete Isentrud aufrichtig, „aber für uns ist es anders.“ Und staunend fügt sie ihrem Bericht bei: „Sie bediente die an furchtbaren Krankheiten leidenden Menschen fröhlich.“ Die Augenzeugin kann noch nach Jahren diese Tatsache nicht recht begreifen.

Und hier stoßen wir auf einen von Elisabeths eigensten Zügen, auf das, was sie zur idealen Krankenpflegerin machte. Sie tat alles fröhlich. Den kranken, verkrätzten Kindern, die sie zusätzlich in ihre Häuser aufnahm, kaufte sie gläserne Ringlein und anderes buntes Spielzeug „zum Trost“. Sie lachte über die Entrüstung ihrer Mägde, die sie in einem verborgenen Winkel außerhalb der Wartburgmauer aufstöberten, als sie eben damit beschäftigt war, einem verlausten Greis den grindigen Kopf zu waschen und zu salben.

Die Landgräfin von Thüringen muß viel vom innersten Wesen der Krankheit verstanden und ein natürliches Wissen um die Pflanzen und ihre Heilkraft besessen haben. Ihr Beichtvater Konrad von Marburg schreibt nach ihrem Tod an den Papst, daß sie einen ganz und gar an Krätze erkrankten Knaben, „der kein Haar auf dem Kopf hatte, „zu sich nahm, um ihn zu heilen. Sie besorgte seine Pflege mit Waschungen und Heilmitteln. — von wem sie es lernte . . . weiß ich nicht.“ Über dieses Wissen hinaus hatte Elisabeth aber auch Erkenntnisse, zu denen erst unsere moderne Zeit von neuem gelangt ist. Sie forderte, daß jeder Kranke, der in ihr Spital aufgenommen wurde, zuerst baden — und danach beichten mußte. Es war ihr klar, daß erst nach körperlicher und seelischer Reinigung und Entlastung der Heilungsprozeß beginnen konnte. Am Ende ihres vierundzwanzigjährigen Lebens verteilte sie ihr Witwengeld unter Arme und Kranke. Sie tat es zwischen festlichen, wärmenden Feuern, an denen die Kranken, die Wein erhalten hatten, singend und zufrieden saßen. „Ich habe es Euch ja gesagt, man muß die Menschen nur fröhlich machen.“ So rief sie trium-

phierend ihren Kritikern zu und löste damit die soziale Frage ihrer Zeit in der Zone ihres Einflusses.

Zwischen Elisabeth und den Kindern herrschte gegenseitiges innigstes Einverständnis. Kinder wittern ja jede warme mütterliche Liebe, so wie Bienen zum Honig stürmen. In ihren letzten Witwenjahren — sie lebte in Armut bei ihrem Spital in Marburg — hatte sie stets kranke Kinder um sich und widersetzte sich in diesem einen Punkt auch dem Verbot ihres Seelenführers, der die Ansteckung für sie befürchtete. Konrad selbst schreibt darüber: „Unter anderem nahm sie einen gelähmten Knaben zu sich, der weder Vater noch Mutter hatte und an beständigem Blutfluß litt. Ihn bettete sie nachts . . . auf ihr Lager und litt um seinerwillen viel Pein, denn sie mußte ihn nachts sechsmal . . . und öfter auf ihren Armen zur Verrichtung der natürlichen Bedürfnisse tragen.“ Danach war es ein aussätziges Mädchen, das sie gegen Konrads Willen in ihrer Kammer verbarg; sie bettete und wusch es und löste ihm die Schuhe. Der krätzekranke Knabe aber saß bei ihrem Tode an ihrem Lager.

Den ergreifendsten Ausdruck findet Elisabeths Einstellung zu der Krankheit und den Kranken in der Legende, die ihre Zeitgenossen von jenem armen aussätzigem Bettler erzählen, den die Landgräfin von Thüringen in Abwesenheit ihres Gatten in ihr Ehebett gebracht haben soll. Es fanden sich genug Höflinge, um die unglaubliche Geschichte weiterzutragen; sie kam zur alten Landgräfin Sophie, die sich für ihren Sohn gekränkt und empört fühlte und den Heimkehrenden eiligst mit der — man muß zugeben — ungeheuerlichen Tatsache überfiel. Ludwig — auch in diesem Augenblick loyal gegen seine Gattin — wollte erst selbst sehen, wie sich die Sache verhielt. Er fand erschüttert — den Gekreuzigten selbst in seinem Bett.

Es ist zweifellos eine Legende. Ganz sicher liegt ihr irgendein wahrer Kern zugrunde, wenn es auch unwahrscheinlich ist, daß sie genau so geschehen ist, wie sie berichtet wird. Aber sie enthüllt blitzartig den tiefsten und letzten Grund von Elisabeths grenzenlosem Sich-Verschenken in dienender Liebe. Sie sah in jedem Kranken den Herrn selbst und hörte das Wort: „Was Ihr diesen tut — das habt Ihr Mir getan.“

Und kann man dem Herrn jemals zuviel tun?

NEUE WEGE DER KRANKENFÜRSORGE

Das Müttergenesungsheim Sankt Elisabeth zum Kaiserblick in Reit im Winkl

Von der Krankenfürsorge des Dritten Ordens wurde das Sanatorium Kaiserblick zu Reit im Winkl erworben. „Unterwegs zu den Kranken“ hat darüber in Heft 11 berichtet. Inzwischen ist das Haus durch großzügige Um- und Ausbauten in ein Genesungsheim für Mütter verwandelt worden. Die Belegung erfolgt durch den Caritas-Verband, der jeweils etwa vierzig Mütter für einen vierwöchigen Aufenthalt im St.-Elisabeth-Heim zu Feriengruppen vereinigt. Damit ist den Drittordensschwwestern von Reit im Winkl die Last der Außenorganisation abgenommen, und sie sind frei für die Betreuung der Mütter, die zumeist aus dem Bayernland, aber auch von Rhein und Ruhr kommen.

Zum Junibeginn des Vorjahres war das Haus zum Empfang der ersten Gäste bereit. Wir hörten darüber einen Bericht der Oberin des St.-Elisabeth-Heims, Schwester Antonette. Darin hieß es: Der Caritasverband gab uns den Bescheid, daß die Gäste am 4. Juni 1961 um 14.45 Uhr am Bahnhof in Prien abzuholen seien. Wir bestellten daraufhin einen Bus, strahlende Sonne und blauen Himmel. Alles traf planmäßig ein. Einzelne Mütter fanden schon am Vormittag den Weg zu uns, und die allererste Dame überreichte uns einen großen Fliederstrauß als willkommene Gabe für unsere Hauskapelle. In Prien nahm der Bus unsere urlaubsfroh gestimmten Gäste auf und entführte sie von den Ufern des Chiemsees über Rottau, Grassau und Marquartstein in die bayerischen Berge. Als sich in Grassau das Kirchlein oben am Schnappen zeigte, meinte der Fahrer, daß unser Mütterheim Kaiserblick ebenso hoch gelegen sei, was unsere Gäste mit einem Jubelschrei beantworteten. Unterwegs wuchs die Begeisterung von Wegkurve zu Wegkurve, die dem Blick jeweils neue landschaftliche Schönheiten preisgaben.

In Reit im Winkl suchten leuchtende Augenpaare das Haus Kaiserblick, aber der Bus verließ den Ort durch enge Gassen und folgte einem Motorradfahrer die schmale Fahrstraße hinauf, die am Fuß des Reit im Winkl

er Hausberges entlang ansteigt und zum Haus Kaiserblick hinaufführt. Als der Bus vor dem Heim anhielt, konnten sich die Gäste nicht sattsehen an unserer schönen Bergwelt. Dann ging es ans Zimmerverteilen. Das war keine Kleinigkeit. Man hatte sich auf der Anreise bereits angefreundet und wollte möglichst benachbart wohnen. Es wurden Kärtchen verteilt mit dem Namen einer Heiligen, und alles machte sich auf die Suche nach der Zimmertür mit dem gleichen Namen. Die hellen Räume mit den Liegebalkonen und dem Blick auf den Wilden Kaiser ließen immer wieder Rufe des Entzückens laut werden.

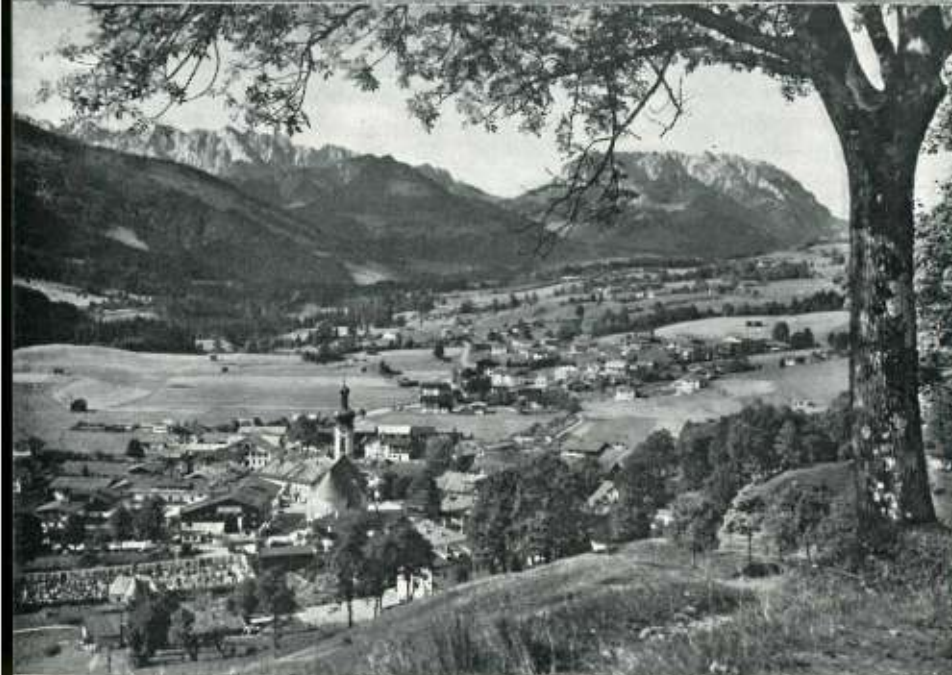
Bei dem ersten Imbiß schon zeigte es sich, daß die Mütter zu einer frohen Feriengemeinschaft zusammenwachsen würden. Und so ist es geschehen. Als die Herzmitte der Heimfamilie erwies sich vom ersten Abend an der liebe Heiland im Tabernakel der schmucken Hauskapelle, die allmorgendlich die Heimfamilie zur Feier der hl. Messe vereinigt. Andere Gruppen sind inzwischen im Haus Kaiserblick gewesen. Alle haben das Heim erholt und neu gestärkt wieder verlassen.

Der Tag beginnt für die Gäste mit der hl. Messe um sieben Uhr. Um acht Uhr ist Frühstück, an das sich ein kurzes Tautreten mit gymnastischen Übungen anschließt. Gegen elf Uhr kehren die Mütter von einem ausgedehnten Spaziergang zurück, der unter Führung einer Schwester möglichst bei jedem Wetter zu einem der näheren Ausflugsziele unternommen wird. Nach dem Mittagessen um halb zwölf Uhr ist Ruhezeit bis drei Uhr. Der Nachmittagskaffee wird mit wahren Urlaubsbehagen ausgekostet. Für hernach stehen Spiele im Freien oder, bei nassem Wetter, in den gemütlichen Aufenthaltsräumen auf dem Plan. An den Abenden trifft man sich zu einem Plausch, zu Gesang und Musik oder zu Gesellschaftsspielen.

Fest im Ferienprogramm stehen ein Ruhetag zur inneren Einkehr, eine Wallfahrt nach



*Mittelbau und
Westflügel
des Genesungs-
heimes.
Der Ostflügel
ist im Bilde ver-
deckt.*



*Blick auf
Reit im Winkl.
Im Hintergrund
der Wilde
und der Zahme
Kaiser.
(Foto: Landen-
hammer/
Reit im Winkl)*

*Rechts:
Mütter begrüßen
Se. Eminenz
Julius Kardinal
Döpfner
bei der Ein-
weihung des
Hauses und der
Kapelle.*

Raiten oder Klobenstein, Ausflüge zur Winkelmoosalm mit Aufstieg auf das Dürnbachhorn sowie die große oder kleine Kaiserfahrt. Selbstverständlich ist die Teilnahme jeweils in das Belieben des einzelnen Gastes gestellt, und immer spricht der Arzt sein Wort mit, der wöchentlich zweimal im St.-Elisabeth-Heim Sprechstunde hält.

Noch entbehrte das Müttergenesungsheim der kirchlichen Segnung. Se. Eminenz Julius Kardinal Döpfner widmete der Weihe der Kapelle und des Heims St. Elisabeth zum Kaiserblick Anfang August den ersten Tag sei-

nes Urlaubs. Der Erste Vorstand der Krankenfürsorge, Geistlicher Rat P. Wunibald Wendel OFM Cap, begrüßte den Oberhirten, und eine der Erholung suchenden Mütter überreichte einen Blumenstrauß. In der neuen Hauskapelle wandte sich Kardinal Döpfner an die Mütter, und was er ihnen mitgab für die Erholungswochen im Haus Kaiserblick an Glaubenswahrheit und oberhirtlicher Weisung, das kam aus einem Herzen, welches die Freude auf den eigenen nahen Urlaub höher schlagen ließ. Se. Eminenz hat es sich nicht nehmen lassen, jeder Mutter die Hand



*Auf der Suche
nach dem schön-
sten „Platz
an der Sonne“*



*Helle Tages-
räume laden ein
zu Spiel und
Unterhaltung*



*Die „Kaiser-
familie“
mit Schwester
Oberin
Antonette*

zu reichen und einige Worte mit ihr zu wechseln. Als er den Wagen bestieg, um zu seinem Urlaubsort in der Ramsau zu fahren, versammelten sich die Mütter auf den Balkonen des Hauses und sangen begeistert winkend dem Oberhirten zum Abschied das Lied: „Wir wollen zu Land ausfahren über die Fluren weit“.

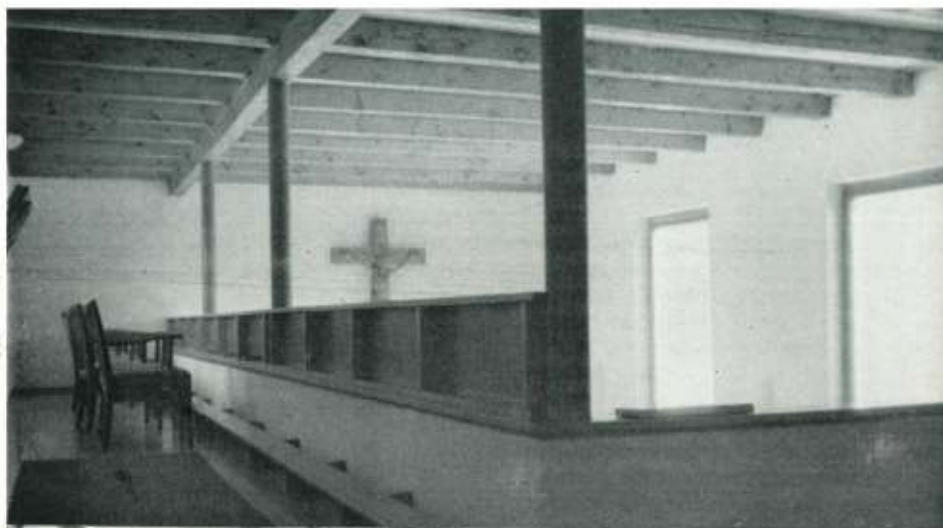
Die Münchener Kirchenzeitung rechnet das Heim St. Elisabeth zum Kaiserblick in einem bebilderten Bericht über die Einweihung durch Se. Eminenz zu den „schönsten Müttererholungsheimen im Bundesgebiet“. Das geschieht nicht von ungefähr. Die herrliche Berglandschaft besticht jeden Beschauer, und das Haus Kaiserblick ist in sie regelrecht hineingebettet. Rückwärts lehnt es sich, auf ein dichtes Polster von hohen Tannen gestützt, an den Hausberg von Reit im Winkel an. Dieses grüne Kissen umgibt das Heim auch nach Osten hin, während im Westen ansteigende Hügel ausreichenden Witterschutz gewähren. Zum Süden hin aber liegt das Gelände offen da. Sanft abfallende Bergwiesen geben der Sonne den Weg frei, die über dem Unterberg heraufkommt und über dem Kaisergebirge ihre Mittagshöhe erreicht. An sommerlichen und herbstlichen Tagen ist

der Aufenthalt in dieser Gotteslandschaft ein einziges Fest, aber die Winter-, Vorfrühlings- und Frühlingstage dürften fast als noch erholbarer gelten. Selbst im Dezember ist die Sonneneinstrahlung noch recht erheblich, und im Januar steigt sie bereits wieder soweit an, daß die Liegebalkone, in welche die Hausfront ihrer ganzen Länge und Breite nach aufgelöst ist, die Gäste zum behaglichen Sichsinnen einladen. Gerade in den kälteren Monaten ist das Haus dank seiner geschützten Lage ein wahres Ferienparadies, in dem sich die Sonnenstrahlen wie in einem Reflektor sammeln.

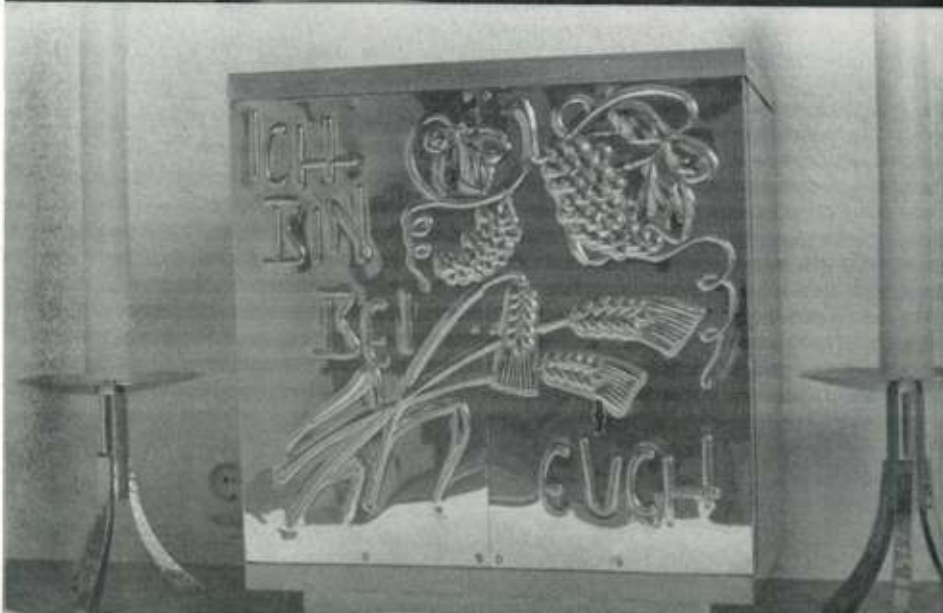
Bekanntlich ist die innere Wärme und Wohnlichkeit eines Heimes für die nachhaltige Erholung seiner Gäste von nicht geringerer Bedeutung als die heilklimatische Lage in der Landschaft. Die Ein- und Zweibettzimmer, die hellen Gemeinschaftsräume, Treppenaufgänge und Flure atmen Gepflegtheit und Behagen. In Zimmeraufteilung, hygienischen Einrichtungen und in dem Bemühen, der Sonne jeden nur möglichen Zugang zu schaffen, hat der Architekt der Krankenfürsorge, Franz Xaver Huf, das Haus unseren modernen Wohngewohnheiten angepaßt. Ein be-



*Die geräumige
Haukapelle
ist von zwei
Stockwerken aus
zugänglich*



*Daß sie mit dem
Heiland unter
einem Dach
wohnen durften,
nennen viele
Gäste ihr tiefstes
Erlebnis von
Reit im Winkel*





*Sommerfreude
auf der
Liegewiese*

sonderer Vorzug des Genesungsheims St. Elisabeth zum Kaiserblick wird von den Gästen in der überraschend geräumigen Hauskapelle gesehen, die von zwei Stockwerken aus zugänglich ist. Selbstredend ist es den Gästen freigestellt, die hl. Messe morgens um sieben Uhr mitzufeiern, aber ohne zwingenden Grund bleibt kaum jemand fern. So viele Mütter gehen täglich zur hl. Kommunion. Sie zeigen sich übergücklich darüber, daß sie einige Wochen ihres Lebens mit dem eucharistischen Heiland unter einem Dach wohnen dürfen. Wenn gelegentlich ein Priester nicht zur Verfügung steht, dann lassen es sich viele Gäste nicht nehmen, auch bei unwirtlicher Witterung zur Pfarrkirche nach Reit im Winkl hinabzugehen, was für sie in den ersten Urlaubstagen gewiß eine kleine Strapaze bedeutet.

Die Schwestern, welche die Mütter betreuen, haben das Krankenpflegediplom und darüber hinaus reiche Erfahrung in der ambulanten Krankenbetreuung. Einzelne verfügen über eine Sonderausbildung, die der Bestimmung des Hauses angepaßt ist. So hat die Schwester Leonharda, die Chefín der Küche, die Hotelfachschule absolviert. Es kann darum nicht wundernehmen, daß sich die Gäste in St. Elisabeth zu Reit im Winkl wohlfühlen und sich nachhaltig erholen. Immer wieder erreichen die Hausoberin, Schwester Antonette, Briefe, in denen sich frühere Gäste des Hauses dankbar ihres sorglosen Aufenthaltes im St.-Elisabeth-Heim erinnern. Oft klingen aus

solchen Zeilen das Heimweh und der Wunsch, in Reit im Winkl noch einmal glückliche Wochen verbringen zu dürfen. Aus solchen Schreiben seien einige Auszüge hergesetzt:

„Das war mein erster Urlaub, und er bleibt gewiß der schönste Urlaub in meinem Leben.“

„Es war ein herrlicher Erholungsurlaub. Das Essen war sehr gut und reichlich. Die Ruhe und die friedliche Atmosphäre haben mir sehr gut getan. Die leichten Turnübungen trugen sehr zur Erholung bei. Sehr schön war, den Heiland in nächster Nähe zu wissen...“

„Am meisten hat mich gefreut, alle Tage die hl. Messe mitzufeiern zu können. Und die gute Pflege, die frohe lustige Gemeinschaft, die schönen Berge...“

„Es war mein schönster Erholungsurlaub bisher...“

„Besonderen Dank für die liebevolle und immer freundliche Betreuung der Schwestern. Das Essen war hervorragend, abwechslungsreich und liebevoll zubereitet. Die Erholung könnte sehr gern sechs Wochen dauern...“

„Als ich im Heim ankam, fühlte ich mich sofort zufrieden. Die Liebe von den Schwestern fand ich rührend...“

„Das gemeinsame Gebet und der Gesang in der herrlichen Kapelle war mir eine seelische Ergötzung. Ich bin wieder so richtig froh geworden...“

„Das Essen war gut und geregelt. Die Mittagsruhe ist sicher angebracht...“

„Es war so schön, so sorglos und zufrieden

DIE KRANKENFÜRSORGE DES DRITTEN ORDENS SCHLÄGT BRÜCKEN NACH AFRIKA

Als in den Tagen der „Franziskanischen Begegnung“ im Rahmen des Eucharistischen Weltkongresses der glühende Laienapostel aus Tanganjika, Stanislaus Mutahyabarwa, dem Präses der Schwesternschaft der Krankenfürsorge des Dritten Ordens, P. Wunibald Wendel, zum Abschied die Hand drückte, da war es wie ein stilles Gelöbniß, wie ein Vertragsabschluß. Die Brücke vom weißen zum schwarzen Erdteil war geschlagen, auf der die helfende Liebe den Weg finden konnte in bisher unerschlossene Bereiche.

Wenige Tage nach dem großen Finale des Eucharistischen Kongresses trug P. Wunibald seinem hohen Vetter auf dem Bischofsstuhl, dem allzu früh heimgegangenen Kardinal Dr. Joseph Wendel, „seinen Missionsplan“ vor:

Die Krankenfürsorge des Dritten Ordens, die nicht in der Lage ist, ihre eigenen Schwestern in die Missionsländer zu entsenden, da ihre Zahl kaum ausreicht, all den Aufgaben in der Heimat gerecht zu werden, will in ihrer Krankenpflegeschule in München-Nymphenburg junge Afrikanerinnen zu tüchtigen Krankenschwestern heranbilden im Geist des hl. Ordensvaters Franziskus und der großen Caritaspatronin St. Elisabeth. Mit diesem Rüstzeug ausgestattet sollen diese Mädchen in ihre Heimat zurückkehren, um ihrem Volke im franziskanischen Geist zu dienen.

Der Plan fand bei dem hohen Kirchenfürsten freudige Aufnahme und seinen besonderen Segen.

Dann dauerte es noch ein volles Jahr, bis der ersehnte Brief des Bischofs der Diözese Rulenge/Tanganjika, Exzellenz A. Lanctot, die Ankunft der ersten Mädchen ankündigte. Nun wußten wir ihre Namen: Franziska Karenzo, Karoline Bandyambona und Maria Magdalena Nyabenda.

Von „drüben“ war alles bestens vorbereitet. Die Flugkarten von Usambara nach Brüssel waren besorgt. In Brüssel sollte sich ein Afrika-Missionar von den Weißen Vätern, der sich gerade in seinem Heimatkloster in Namur aufhielt, um die Mädchen annehmen und die Weiterfahrt nach München in die Wege leiten.

Aber auch wir waren zum Empfang gerüstet. Zunächst sollten sie „zum Eingewöhnen“ in unserem Mutterhaus in der Maistraße aufgenommen werden. Da gab es nun ein großes Rätselraten unter den Schwestern. Wie werden sie aussehen? Welche Kleidung werden sie tragen? Werden sie schon etwas Deutsch können? Wie werden sie mit der europäischen Kost zurechtkommen? Und viele andere Fragen mehr. Sie waren der Gesprächsstoff in der 80köpfigen Schwesternfamilie des Mutterhauses. Und erst unsere Jugend, in deren Räumen sie wohnen, mit der sie der ganze



Links:
Junge Afrikanerinnen beim
Deutschunterricht
im Mutterhaus

Rechts:
In der Kranken-
pflegeschule
erweisen sie sich
als fleißig und
begabt

am gedeckten Tisch zu sitzen und in der Geborgenheit der stets besorgten und liebenswürdigen Schwestern zu ruhen.“

„Ich habe mich an Leib und Seele erholt. Der Tagesablauf war so gut eingeteilt, daß man daraus für den eigenen Haushalt lernen konnte. Das Essen war ja einmalig, sehr gut und reichlich und vor allem sehr abwechslungsreich. Wir bekamen nicht ein einziges Mal dasselbe . . . Besonders weitete sich mein Herz auf den schönen Ausflügen, welche wir ja gemeinschaftlich mit einer Schwester machten; denn ich habe noch nie solche Berge mit ihren Schönheiten gesehen . . .“

„Das schönste ist, daß die Schwestern soviel Humor haben. Bei ihnen lernt man das Lachen wieder und geht gestärkt heim.“

„Am besten gefiel mir, daß man im Heim musizieren durfte, und daß die Schwestern alle so lustig und freundlich sind . . .“

„Am besten gefielen mir die heiteren Abende und die gemeinsamen Ausflüge . . .“

„Jetzt merke ich erst richtig, wie gut ich mich erholt habe. Ich selber merke es innerlich am meisten. Zu Hause sagen sie alle, ich sähe ganz anders aus, richtig erholt, entspannt und schön braun . . .“

Es treffen auch Schreiben von dankbaren Familienvätern ein, die glücklich sind über die gute Erholung der Mutter, und sämtliche Kinder schreiben nicht selten eigenhändig ihren Gruß dazu.

Längst mag dem Leser die Frage gekommen sein, ob nicht zwangsläufig jene Mütter von dem Urlaubsglück in Reit im Winkl ausgeschlossen bleiben, die es am notwendigsten brauchen. Gerade die Mütter, welche am

meisten heruntergearbeitet sind, können sich zu Hause so gut wie nie aus der Arbeit herauslösen, um Urlaub zu nehmen. Und sollten sie es wirklich über sich bringen und in die Ferien fahren, dann macht die Sorge um die Familie jede Erholung illusorisch. Diesen Bedenken hat sich der Caritasverband nicht verschlossen. Wöchentlich sieht wenigstens zweimal jemand im Auftrag des Caritasverbandes im Haushalt der Gäste vom Müttergenesungsheim St. Elisabeth nach dem Rechten.

Der Gründer der Krankenfürsorge des Dritten Ordens, Pater Petrus Eder, würde an dem Heim St. Elisabeth seine helle Freude haben, wenn er die Mütter gewahren könnte, wie sie in froher Ferienlaune auf ihre mit Eisenspitze und Lederschlaufe versehenen Bergstecken gestützt über die Hügel dahinwandern, singend oder ein Indianer-Ulululu anstimmend, das ihre jüngsten Sprößlinge daheim verblüfft aufhorchen lassen würde. Gewiß liegt das eigentliche Aufgabengebiet der Krankenfürsorge in der Ambulanz: die Schwestern gehen zu den Müttern, die ihre Hilfe benötigen. Aber warum sollten die Mütter, die hilfreicher Sorge bedürfen, nicht heute zu den Schwestern kommen? Die Not macht auch die christliche Caritas erfinderisch: wo die Zahl der Schwestern trotz Motorisierung nicht ausreicht, da müssen die Hilfesuchenden ambulant werden. Gewiß müssen sie sich zeitig auf den Weg machen, aber das ist ein weiterer Vorteil. In St. Elisabeth zu Reit im Winkl wird ähnlich wie im Müttererholungsheim Handlab die ambulante Krankenfürsorge den Gegebenheiten unserer Zeit angepaßt.

Das Winterklima von Reit im Winkl wird als besonders heilkräftig gerühmt



Tagesablauf verbinden sollte! Wie wetteiferten sie alle in der Vorbereitung auf den Empfang!

Und dann war es endlich so weit. Die Stunde der Ankunft auf dem Münchener Flughafen war von Brüssel aus telegrafisch gemeldet worden: 6. Dezember 1961, 19.20 Uhr. Wir starteten frühzeitig, Schw. Adelinde am Steuer unseres Wagens und ich, mit einem deutsch-englischen Taschenlexikon bewaffnet. Auf der Fahrt durch den kalten Dezemberabend repetierte ich zum x-ten Mal meine Begrüßungsworte in Englisch; es bestand für mich kein Zweifel darüber, daß sie englisch sprechen würden, da ja auch die Korrespondenz mit Exzellenz Lanctot in dieser Sprache geführt war (wobei Schw. Bernhilde immer als routinierte Übersetzerin fungiert hatte). — Auf dem Flughafengelände herrschte reger Betrieb, ein Kommen und Gehen, ein Begrüßen und Abschiednehmen. Da — wieder war eine Maschine gelandet; die Passagiere fluteten durch die Sperre. Ich musterte angestrengt die Gesichter. Alles Europäer, bis auf ein paar junge Japaner. Da standen sie plötzlich vor mir: Franziska, Karoline, Maria Magdalena, scheu, wie aufgeschreckte Vögelchen, voll banger Erwartung in den dunklen, fragenden Augen. Ich stammelte meine Begrüßungsworte, während ich ihnen die eiskalten Hände schüttelte. Aber kein Wort der Erwiderung kam über ihre Lippen. Sie schauten einander nur an, fragend und unsagbar traurig. Ich werde diesen Blick nie mehr vergessen können. Sie hatten mich also nicht verstanden. Da kam uns ein Angestellter des Flughafens zu Hilfe, der unsere Ratlosigkeit bemerkt hatte. Er sprach die Mädchen auf französisch an. Da leuchteten ihre Augen auf, und sie erwiderten ebenfalls auf französisch. Mir fiel ein Stein vom Herzen. Also doch eine Möglichkeit der Verständigung, wenn es auch nun schnell „umschalten“ hieß. Aber jetzt nur heim in die warme Stube! Die Ärmsten froren entsetzlich in ihren dünnen Kleidern, ohne Mäntel, ohne Kopfbedeckung und Handschuhe.

Als wir im Mutterhaus ankamen, war die Hausgemeinschaft gerade in der Kapelle zum Nachtgebet versammelt. Aber Frau Generaloberin kam sofort, um ihre Schützlinge zu begrüßen. Sie hat sie vom ersten Augenblick an ins Herz geschlossen. Begreiflicherweise waren sie an diesem Abend von der langen Reise und all den vielen Eindrücken, die auf sie eingestürzt waren, so müde, daß sie nach





*Die afrikanischen
Schülerinnen
kennen manch
fröhliches Spiel*

nichts mehr verlangten als nur nach Ruhe und Schlaf, was ihnen nach einem Imbiß und einem kurzem „Antrittsbesuch“ in der Hauskapelle von Herzen gern gewährt wurde. In den von der Jugend fürsorglich vorgewärmten Betten schliefen sie dann selig bis tief in den nächsten Tag hinein.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich am anderen Morgen die Kunde im ganzen Haus: „Sie sind da!“ Und eine Welle des Mitgeföhls und der herzlichen Liebe schlug ihnen entgegen, noch ehe sie erwachten. Ein wahrer Wettstreit hob nun an. Jeder im Haus wollte ihnen irgend etwas Gutes tun. Und bald waren sie mit warmer Kleidung und Wäsche so gut ausgestattet, daß sie getrost den noch folgenden Wintermonaten entgegensehen konnten.

Unter der mütterlichen Obhut und Anleitung von Schwester Lehrerin Sigwarda fanden sie sich in verhältnismäßig kurzer Zeit in der für sie völlig neuen, ungewohnten Lebensweise zurecht. Vieles mag ihnen „spanisch“ vorgekommen sein und noch vorkommen. Doch sie akzeptieren es mit Gelassenheit, oder aber es entlockt ihnen — wie beispielsweise der erste Schneefall — so ergötzliche Ausbrüche des Staunens, daß es uns erst zum Bewußtsein kommt, wie selbstverständlich wir all die Wunder der Schöpfung Gottes hinzunehmen gewohnt sind. Mit wahren Feuereifer stürzten sie sich auf die Erlernung der deutschen Sprache, wenn auch die Gram-

matik ihnen viel Kopfzerbrechen bereitete. Aber sie ließen und lassen sich nicht entmutigen. Ein erstaunliches Geschick zeigen sie übrigens in der Erfindung von Ausdrücken, wenn es gilt, sich durch Wortklippen hindurchzuschlängeln. Was gab es da nicht schon alles zu lachen! Wenn z. B. die eine um einen „Sack für Wasser“ bat, und dabei eine — Wärmflasche meinte, um nur eines zu nennen. Viel Freude haben sie uns schon geschenkt durch ihre heimatlichen Lieder und Tänze, durch die sie von Anfang an das Programm unserer häuslichen Feste bereicherten.

Inzwischen hat das schwarze Dreigestirn Zuwachs bekommen. Der Bischof der Diözese Bukoba hatte bald nach Ankunft der ersten Mädchen an Hochw. P. Präses die Bitte gerichtet, auch aus seinem Bistum geeignete Mädchen zur Ausbildung in unsere Krankenpflegeschule Nymphenburg aufzunehmen. Die Bitte wurde gern gewährt.

Am St.-Anna-Tag kamen sie an (diesmal mit der Bahn von Rom her, wo sie nach ihrer Flugreise Zwischenstation gemacht hatten): die erst 18jährige Schwester Gisela und die immer heitere Schwester Theodora, beide von der Kongregation der hl. Theresia vom Kinde Jesu, und Prudentia Mujulizeki, Theopista Rugaiganisa und Josephine Kokuhumbya. Zum Unterschied gegenüber den drei ersten, die in ihrer Heimat als Laienkatechetinnen auf einer Missionsstation tätig waren, haben diese in einem Missionskrankenhaus ihrer

Mit ihrem sonnigen Gemüt gewinnen sie rasch die Herzen aller

Heimat als Hilfskräfte in der Kranken- und Wochenbettpflege sich bereits einige praktische Erfahrung angeeignet. Auch sind sie in ihrer ganzen Art lebhafter, aufgeschlossener und sprechen zudem englisch. Das aber beinträchtigt keineswegs das gute Einvernehmen mit ihren Landsleuten. Muttersprache und Rassebewußtsein sind doch das feste Band, das die nun achtköpfige schwarze Familie zusammenschließt.

Muß ich es noch eigens erwähnen, daß sie uns schon alle sehr ans Herz gewachsen sind? Ich glaube, wir werden sie sehr vermissen, wenn sie in unser Krankenhaus Nymphenburg übersiedeln, um dort die Krankenpflegeschule zu besuchen. Gebe Gott, daß sie gute Schülerinnen und einmal tüchtige Krankenschwestern werden, die dann all den vielen armen Kranken ihres Landes im Geist der hl. Elisabeth in ihrer leiblichen und seelischen Not beistehen können.

Das sei unser bescheidener Beitrag zur Missionshilfe und zur zeitgemäßen Entwicklungshilfe.



Schwester Bernhilde Frey

LASSET UNS DANKSAGEN DEM HERRN UNSEREM GOTT

Zur Fünfzigjahrfeier der Krankenanstalt des Dritten Ordens zu München-Nymphenburg

Die fünfzigste Wiederkehr des Jahrestags, an dem die Krankenanstalt in München-Nymphenburg ihre Tore öffnete, gab den Mitarbeitern der Krankenfürsorge des Dritten Ordens willkommenen Anlaß, dem dreifaltigen Gott für die sichtliche Gnadenführung durch fünf Jahrzehnte zu danken und in Ehrfurcht und Anerkennung der Männer und Frauen zu gedenken, die als Bauleute Gottes an dem großen Caritaswerk mit Hand anlegen durften. Am Jahrestag selbst, dem 1. Februar 1962, versammelte sich die Hausgemeinschaft zu einem Dankgottesdienst. Als Tag der Fünfzigjahrfeier wurde der 22. März bestimmt.

Die Festlichkeit begann mit einer Betsingmesse, die Se. Eminenz Julius Kardinal

Döpfner morgens um sechs Uhr zelebrierte. Der Oberhirte bekannte, daß er damit den Schwestern eine besondere Festfreude habe machen wollen, da sie erfahrungsgemäß bei solchen Feiern zwangsläufig zu kurz zu kommen pflegten. In der Ansprache teilte er den aufhorchenden Schwestern mit, daß er in seinen frühen Priesterjahren den Gründer der Krankenfürsorge, Pater Petrus Eder, in Würzburg kennengelernt habe. Der Kardinal gedachte der Priester, der Ärzte und Schwestern, die in den zurückliegenden fünf Jahrzehnten in der Krankenanstalt tätig gewesen sind und würdigte nicht weniger die kleinen, aber wichtigen Dienste, die täglich von schlichten Helfern geleistet werden müssen. Mit dem Hinweis, daß dieses Jubiläum für

die Schwestern der Anlaß sei, Gott für ihren schönen Beruf zu danken, gab der Oberhirte der Feier einen überraschend aktuellen Bezug. Die Auffassung, daß der Beruf der Krankenschwester schön sei, wird heute nur noch von wenigen geteilt. Man weiß, daß Eltern ihren Töchtern auf das entschiedenste widerraten, einen Pflegeberuf zu ergreifen. Wo immer in der Öffentlichkeit der Mangel an Pflegekräften beklagt wird und dessen Gründe erörtert werden, da gewinnt der Leser zumeist den Eindruck, daß es sich um einen miserablen Beruf handeln müsse. Auch jene Mädchen, die ihn schließlich aus religiösen Gründen ergreifen, entscheiden sich kaum für ihn, weil er ihnen schön erscheint.

Ob der Oberhirte die frohe Überraschung in den Augen der Schwestern gelesen hat, als er ihren Beruf schön nannte? Er räumte nämlich anschließend ein, daß eine große und gewaltige Berufung nicht nur für Schwestern, sondern auch für Priester und Ordensleute — „wenn ich sage ‚uns‘, dann denke ich an uns Priester und an uns Ordensleute im Priesterstand“, so sagte der Kardinal wörtlich — in der Nüchternheit des täglichen Lebens manchmal zur Last werden könne.

Seine Eminenz deutete das Jubiläum als die Möglichkeit, den Alltag der Krankenfürsorge wenigstens für Stunden zu überwinden und die Größe und Schönheit der Berufung zum Dienst am Krankenbett neu zu erfahren. Der Redner sah die Größe des Schwesternberufes in dem Auftrag, die Liebe Christi in besonderer Weise in ihren Alltag hineinzutragen. Er erinnerte an das Wort des Herrn: „Was ihr dem geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan“, und fügte hinzu, daß man nicht genug über dieses Wort nachdenken könne. Der Kardinal ließ aber keinen Zweifel daran, daß nur jene dieser Erfahrung teilhaftig würden, für die Christus die Mitte ihres Lebens und Wirkens sei.

Die Schwester müsse in dem großen Geheimnis der Liebe bleiben, die der Herr in uns gewirkt in seinem Erdenleben und in seinem heiligen Kreuzessterben, und die er in uns fortsetzt in seiner hl. Kirche durch die hl. Eucharistie und die übrigen Sakramente. Es gehe darum, daß die Schwester dieses große Geheimnis der Liebe in sich hineinnehme. Sie müsse wissen, daß Christus in ihr leben und in ihr bleiben wolle. Wörtlich sagte der Oberhirte:

„So wird für euch die zentrale und entschei-

dende Stunde eines jeden Tages die sein, wo ihr den Altar umsteht, sein heiliges Wort vernehmt, sein heiliges Opfer mitfeiert und seinem heiligen Tische euch nahen dürft.“

Das Wort Gottes und das Sakrament sind untrennbar das Geheimnis und der Urquell des Glückes und der Schönheit des Schwesternberufes. An diese Quelle wollte der hohe Gast die Schwestern hinführen. Liebevoll mahnte er:

„Liebt die Betrachtung! Nehmt die Verkündigung des Wortes Gottes, die bei jeder Opferfeier geschieht, als einen wesentlichen, mitentscheidenden Teil dieses Geschehens!“

Niemand entzog sich dem Ernst, mit dem der Kardinal auf die Wichtigkeit der Betrachtung des Wortes Gottes hinwies, dessen Verkündigung bei jeder hl. Messe geschehe. Unsere Christusverbundenheit begänne im Glauben, und wolle immer wieder neu genährt werden. Wir würden das, was der Herr für uns tut in der Eucharistie und in den übrigen Sakramenten, nicht fruchtbar in uns aufnehmen können, wenn wir uns nicht innerlich immer wieder neu öffneten in einem lebendigen Glauben.

Die gespannt lauschenden Zuhörer verstanden gut, daß um die Schönheit des Schwesternberufes nur jene Schwester wissen könne, die tatsächlich die Brücke schlage von der Vereinigung mit dem Herrn in der Eucharistiefeier, von der Begegnung mit Christus in der Betrachtung und im Hören des Wortes Gottes hin zum täglichen Dienst. Seine Eminenz verlieh seinen Worten unüberhörbare Eindringlichkeit, als er sagte:

„Es ist entscheidend, daß ihr wirklich das vollzieht: Der Herr, der heute zu mir kam, der in mir durch den Glauben lebt, diesem Herrn begegne ich jetzt in diesem Kranken hier. Vielleicht haben sie gerade einen Kranken zu betreuen, der ihnen recht lästig wird, eine anspruchsvolle Dame, einen etwas verbitterten und mürrischen Mann, oder jemand, der die große Berufung der Schwester nicht versteht und sie zynisch belächelt — hier immer nur Christus sehen, und das Tag für Tag!“

Soviel verstehende Güte leuchtete aus den Mienen des Erzbischofs, als er zu bedenken gab: „Wie oft wird es ihnen wie uns dabei ergehen, daß wir uns am Abend sagen müssen: ‚Nun habe ich gerade diesen Tag so innig fromm begonnen und habe dann doch während meiner täglichen Arbeit die innige Beziehung zu Christus vergessen!‘“ Hier er-

innerte der Oberhirte an die Bedeutung der Abendstunde im Leben der Krankenschwester: „... da wir uns wieder vor dem Herrn sammeln in unserem Nachtgebet und unser Gewissen erforschen; wo wir das Ganze noch einmal überschauen, all das, worin wir versagten, demütig vor den Herrn tragen, die Anregungen, die wir in der Frühe erhielten in der Liturgie, in der Betrachtung, in der Vereinigung mit Christus, uns noch einmal gegenwärtig setzen und über all dies den Segen des Herrn erleihen und die Kraft zu neuem Beginnen.“

Abschließend verwies der Kardinal seine aufmerksamen Zuhörer auf das große Vorbild des seraphischen Heiligen von Assisi, der die wunderbare Gnadengabe gehabt habe, überall und in allem, in den Dingen der Natur und in den Menschen, Christus zu sehen. Gerade unsere so nüchterne, rastlose und diesseitige Zeit brauche die schlichte, natürliche und dabei von innen heraus christusinnige franziskanische Art.

Es ist den Schwestern von der Krankenfürsorge aus Anlaß des Jubiläums manche Aufmerksamkeit erwiesen worden, aber als weitaus kostbarstes Geschenk beherzigen sie die Wegweisung ihres Oberhirten, der Schön-

heit und Größe des Schwesternberufes inne zu werden und allzeit inne zu bleiben.

Am Vormittag jenes Tages versammelte der Festakt eine große Schar von geladenen Gästen im festlich geschmückten Refektorium des Franziskushauses. Nach einer feierlichen musikalischen Einleitung gab P. Provinzial Gratian Gruber in einem großen Referat einen Überblick über die Entstehung und Entwicklung der Krankenanstalt zu München-Nymphenburg in dem größeren Rahmen der Gründung und des Ausbaues der Krankenfürsorge des Dritten Ordens. Unsere Leser finden den bedeutsamen Vortrag in unserem Heft im Wortlaut wiedergegeben.

Unter den Festgästen, die sich hernach zu Wort meldeten, überbrachte Staatssekretär Dr. Franz Heubl die Grüße des bayerischen Ministerpräsidenten Dr. Hans Ehard und des Innenministers Dr. Alfons Goppel, der noch unlängst hier im Hause als Patient gewieilt habe. Er bat, man solle seine Bemerkung, daß er die Einladung mit Freuden angenommen

Se. Eminenz Julius Kardinal Döpfner brachte in der Elisabethkapelle der Krankenanstalt das festliche Dankopfer dar





P. Provinzial Gratian Gruber OFM Cap bei seinem Fest-Referat

haben, nicht als bloße Floskel ansehen. Er schätze das Haus als eine Oase der Selbstlosigkeit und heiteren Hilfsbereitschaft. Den Umstürzen der zurückliegenden Jahrzehnte stellte Dr. Heubl das Beharrungsvermögen der helfenden Liebe in der Krankenanstalt gegenüber. Sie bleibe eine wahre Zufluchtsstätte; denn immer würden der Priester, der Arzt und die Schwester bleiben. Der Redner schilderte in knappen Worten die Wohltaten, die von dieser Stätte in die bayerischen Familien ausgegangen seien, und nahm sie zum Anlaß, den Patres, den Ärzten und jeder einzelnen Schwester im Namen der bayerischen Landesregierung zu danken. Dr. Heubl schloß mit dem Wunsch, daß die Räume der Krankenanstalt weiterhin Ruhe, Geborgenheit und Hoffnung ausstrahlen und eine sichere Stätte des Trostes und der Hilfe für Bedrängte bleiben mögen.

Regierungspräsident Dr. Johannes Mang traf die Feststellung, daß der gute Ruf des Hauses weit über die Grenzen Oberbayerns hin-

ausreiche. Er hob die Vorzüge der Schwesternschule hervor, wobei er sich auf das Urteil seines Referenten stützte, und fand, daß die Ausbildung der Schwestern in der Krankenanstalt München-Nymphenburg besonders gut sei.

Oberbürgermeister Dr. Jochen Vogel sprach der Krankenfürsorge des Dritten Ordens seinen Dank und seine Glückwünsche aus als der Repräsentant der Münchener Bürger und als Vertreter der Stadt. Er sprach von der bedeutenden Rolle, welche Krankenhäuser in einer Stadt spielen, und bezog sich dabei auch auf persönliche Erfahrungen, die er vor Jahren als ambulanter Patient der Krankenanstalt des Dritten Ordens habe sammeln können. Bereitwillig sagte das Stadtoberhaupt für Vorhaben der Krankenfürsorge des Dritten Ordens in München die Unterstützung der Stadt zu.

Weiter sprachen Domkapitular Dr. Joseph Weißthanner, der neue Direktor der Bayerischen Caritas, Senator Professor Msgr. Dr. Ph. Kröner, und Diözesancaritasdirektor Prälat Jandl. Letzterer wünschte der bayerischen Heimat noch zehn Anstalten von dem Format der gefeierten.

Dr. Hanns Trometer überbrachte die Grüße der Bayerischen Krankenhausgesellschaft und hob hervor, daß die erste konstituierende Versammlung der Gesellschaft in der Krankenanstalt des Dritten Ordens stattgefunden habe. Dr. Heinz Breidenbach, Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft der Privatkrankenanstalten in Bayern, verband seine Glückwünsche mit dem Hinweis, daß unsere Krankenhäuser heute in Gefahr seien, ihre eigentliche christliche Bestimmung zu verlieren. Das aber gefährde die Krankenhäuser überhaupt. Wenn es den Arzt auch bereits im Heidentum gegeben habe, so sei das Krankenhaus jedoch eine christliche Erfindung, welche die christliche Krankenschwester voraussetze. Darum müsse ein Bankerott des Krankenhauswesens immer auch als ein Bankerott des Christentums angesprochen werden.

Stadtrat Dr. Erwin Hamm, Referent für das Krankenhauswesen, wies darauf hin, daß die Krankenanstalt zwar berühmt geworden sei durch ihre Krankenpflegeschule, aber im Grunde verdiene sie nicht weniger berühmt zu sein ob ihrer Krankenhausreferentenschule. Der Redner bezog sich bei dieser Feststellung auf die eigene Schulung, die er bei

Geheimrat Professor Carl Schindler erhalten habe. Ihm verdanke er das Rüstzeug, ohne das er, von Hause aus Jurist, den Aufgaben seines Referates nie hätte gerecht werden können.

Landrat Dr. Schwalber, der vor zehn Jahren an der Fünfzigjahrfeier der Krankenfürsorge als bayerischer Kultusminister teilgenommen hatte, überbrachte humorvoll als „Vetter vom Lande“ die Grüße und Glückwünsche der Bürger von Dachau und Umgebung, wo die Schwestern von der Krankenfürsorge des Dritten Ordens überaus geschätzt seien.

In den zahlreichen Berichten, die von der Presse in München und in ganz Bayern über das Jubiläum und seine Feier verbreitet worden sind, heißt es übereinstimmend, daß sich die Mitarbeiter der Krankenfürsorge mit den Vertretern des Staates, der Kirche, der Stadt München, der Organisationen und Verbände und insbesondere mit den Freunden und Wohltätern in einer familiären Atmosphäre zusammengefunden hätten und daß die Glückwünsche den Verdiensten der Vergangenheit, aber noch mehr der Zukunft des großen bayerischen Caritaswerkes gewidmet worden seien.

P. Provinzial Gratian Gruber OFM Cap

DIE DREI SÄULEN DER KRANKENANSTALT DES DRITTEN ORDENS IN MÜNCHEN-NYMPHENBURG

Unter allen Orden, so sagt man, ist der Kapuzinerorden der volkstümlichste. Der Kapuziner steigt herab zum Volke, er spricht nicht vom Sozialismus und der ganzen Problematik der sozialen Frage, er handelt mitten im Volke stehend, er kennt seine Nöte und Anliegen und hilft im Rahmen des Möglichen. Geistreiche Erläuterungen und Beteuerungen liegen ihm ferne. Ihm geht es um die helfende Tat. Täte er es nicht, er wäre kein Sohn des heiligen Franz, der großes Besitztum verließ und aus heiligem Protest gegen eine vermaterialisierte Welt freiwillig in Armut lebte mitten unter dem oft darben- den Volke. Die Kranken und Aussätzigen aber waren seine Lieblinge.

Ob nicht das Werk, das wir heute feiern, auch aus einem franziskanischen Protest entstanden ist? Ein Kapuziner, P. Petrus Eder,

protestierte vor 60 Jahren gegen die reichen, blasierten, wohlhabenden Bürger zugunsten der mittellosen Kranken, die man per Schub ins Elend transportierte, während die Selbstzahler und Angehörigen der Zünfte ohne weiteres im Krankheitsfall Aufnahme in Krankenhäusern und in privater Pflege fanden. Gewiß stand ein Armenfonds zur Verfügung. Aber er war immer gleich ausgeschöpft von Ärzten für Daueraufenthalte klinisch interessanter Fälle. So blieb dem guten P. Petrus nichts anderes übrig, als selbst die Hand ans Werk zu legen, und er gründete eine organisierte Krankenhilfe aus Mitgliedern der Drittordensgemeinde St. Anton in München. Darauf der Protest der Gegenseite: Der Drittordensdirektor soll sich nicht um Dinge kümmern, die ihn nichts angehen.

Sehen wir einmal ab von einer chronologischen Schilderung: Wie das Werk geworden, dessen 50-Jahr-Feier wir heute so festlich begehen. Bei einem Fest muß Stimmung und Lebendigkeit die Herzen beseelen, nicht langweilige Aufzählungen und Daten bedrücken. Um es kurz zu sagen: Ein Kapuziner forderte um die Jahrhundertwende junge Terziarinnen auf, den Beruf der Krankenpflegerin zu ergreifen. Die Not der Kranken trieb ihn dazu. Er hatte besten Erfolg. Doch der Kapuziner brauchte einen Mitarbeiter. Und ein Arzt ist es gewesen, der sich uneigennützig zur Verfügung stellte und jährlich zwei vierwöchige Ausbildungskurse mit je acht Stunden im Tag den Mädchen hielt. Anschließend machten die Pflegerinnen ein dreimonatiges Praktikum in einem Krankenhaus, oft unter größten Schwierigkeiten von seiten der Träger. Die bereits ausgebildeten Pflegerinnen wurden allmonatlich zu Konferenzen versammelt, bei welchen eingeladene Ärzte mit den Schwestern gemeinsame Erfahrungen austauschten. Die Arbeit lief gut an. In Ärztekreisen hielt man auch nicht zurück mit der Anerkennung der pflegerischen Leistungen der neuen Schwestern. Der Schwestern wurden immer mehr. Ihre gründliche Ausbildung erforderte den Bau einer dem Dritten Orden eigenen Krankenanstalt als Schulungsstätte. Wieder ein Kapuziner vereinigte die weltlichen Pflegerinnen zu einer Schwesternschaft des Dritten Ordens, und wiederum ein Arzt erklärte sich bereit, im neu erbauten Krankenhaus ärztliche Leitung und Schulung der Schwestern zu übernehmen. 1912 wurde der Neubau eingeweiht, zuerst mit 100 Betten, dann wurde immer wieder erneuert bis auf 524 Betten mit allem Zubehör einer richtiggehenden Krankenanstalt. So entstand und wuchs das grandiose Werk, vor dem wir heute stehen.

Der Kapuziner mit großangelegten Ideen und Plänen bis zum heutigen Tag

Ja so war es schon öfters gewesen. Als die Kapuziner in Paris und vielleicht auch in Aschaffenburg die erste organisierte Feuerwehr ins Leben riefen, hat es auch geheißen: Was geht das die Kapuziner an, wenn es brennt. P. Petrus erhob den Gegenprotest: Dinge, die uns nichts angingen? Ausgerechnet uns Söhne und Töchter des heiligen Franz

sollte das Elend der vernachlässigten und hilflosen Kranken nichts angehen? Dann hat sich eine heilige Elisabeth um Dinge gekümmert, die sie auch nichts angingen und wurde darum mit Recht von der Wartburg vertrieben. Ich meine, das Elend ginge gerade uns an, an erster Stelle. Wir haben da nicht nur ein Recht zu verteidigen, sondern auch eine harte Pflicht zu erfüllen.

Auch der Heilige Vater Leo XIII. wurde in den Protest mit hineingenommen. Und er beteuerte segnend und aufmunternd: Wenn auch die Pflicht der Krankenpflege nicht ausdrücklich in der Drittordensregel ausgesprochen ist, so würde es jedenfalls dem Geist des hl. Franziskus widersprechen, wenn dieses Vorhaben des P. Petrus nicht vorangetrieben würde. Hier haben wir gleichsam die kirchliche Stiftungsurkunde der organisierten Armen- und Krankenpflege des Dritten Ordens. Vielleicht ist sie auch der Anlaß gewesen, daß bei der Neufassung der Regel die Krankenpflege als eine heilige Pflicht für Terziaren aufgenommen wurde in dem schönen Satz: Nach dem herrlichen Beispiel des Seraphischen Vaters Franziskus und gemäß der Ordensregel sollen die Terziaren Kranken und Leidenden herzliches Mitleid entgegenbringen und für deren Bedürfnisse eifrig Sorge tragen.

P. Petrus Eder war es nicht vergönnt, den Grundstein für seine Krankenanstalt zu legen. Das tat sein Nachfolger, P. Canisius König. Er war wirklich ein königlicher Mann, majestätisch, energiegeladen, vornehm, ziel-sicher und doch voll weiser Zurückhaltung. Ihm ging es zuerst um eine wesentliche Frage: freie Schwestern oder Schwestern in einer Gemeinschaft lebend und trotzdem frei. Er entschied sich für eine Gemeinschaft mit gemeinsamem Haushalt und erwarb das Mutterhaus als gemeinschaftsfördernde Mitte. Und dann baute er die Krankenanstalt Nymphenburg als eine Ausbildungsstätte für Krankenpflegerinnen, jenes Zentrum, von wo aus die Petrus-Eder-Idee verwirklicht wurde, nämlich ein Krankenpavillon-System zu gründen über ganz Bayern in der sogenannten ambulanten Krankenhilfe. Diese ambulante Krankenpflege hat hier ihre Geburtsstätte gefunden.

Und nun kam P. Theodor Götz. Er war ein großer Organisator und ein kühler Rechner, ein Streiter Christi, aber auch mit einem Herzen voll Güte, wenn auch oft zurückhaltend. Diesen Typ brauchte diese Anstalt. Es galt ja

weiterhin zu bauen. So entstand der interne Bau 1938, das Verwaltungshaus mit Schwesternwohnungen, das Ärztekasino, die Sprechstundenräume.

Und ich habe gesagt: P. Theodor war ein nüchterner Rechner und Wirtschaftler. Dem medizinisch bestbestellten Haus fehlte die straffe Organisation auf wirtschaftlichem Gebiet und ein Rechnungswesen, das den ganzen Ablauf erfaßt und Rechenschaft gibt. P. Theodor strebte eine nach modernsten Gesichtspunkten ausgestattete Verwaltung mit kaufmännischer Buchführung an, und seine Art wurde sogar vorbildlich.

Und nun ein Wort über den jetzigen Präses, P. Wunibald Wendel. Wenn ich ihn als Kapuziner und Mensch charakterisieren darf, dann will ich sagen: Er ist der ausgeglichene und ausgleichende Mann sowohl für die Schwestern als auch bei den Ärzten und in all den Schwierigkeiten, die bei einer so großen Organisation auf einen Präses zukommen. Aber in dieser Ruhe und in diesem Ausgleich liegt auch seine Kraft. Er organisiert und stellt um, ohne einen Wirbel zu machen. Es geschieht einfach.

Auf diese Art und Weise ist 1952 das Schwesternheim St. Josef geworden für invalide Schwestern mit 70 Einzelzimmern und wohnlichen Gemeinschaftsräumen. Auf diese Art und Weise ist der Ostflügel im Jahre 1957 angebaut worden, nicht um die Bettenzahl zu erhöhen, sondern um aufzulockern. Und noch etwas hat er in Ruhe vorbereitet, das, was sein großer und erster Vorgänger vor 60 Jahren schon angestrebt hat, nämlich für die einsamen Kranken und Siechen, die niemand haben will und die überall zur Last fallen, ein eigenes Heim zu bauen. Der Platz ist bereits erworben. Und dann hat er noch etwas vor, was unbedingt dazu gehört, von dem alle Krankenpflege, alles Gesundsein und Kranksein ausgeht und wieder zurückkehrt: nämlich eine neue und größere Kirche. Alle unsere Kapellen sind zu klein geworden. Denn er sagt sich: Wenn der Herr das Haus nicht baut, ist alles Bauen und Planen vergeblich.

Und wenn ich Ihnen heute danke, mein lieber Mitbruder, dann sage ich mit Ihnen allen Kapuzinern ein aufrichtiges Vergelt's Gott für alle treue Arbeit und Mühe bei dem Werk, dessen Jubelfeier wir heute begehen.

Abschließend möchte ich bekanntgeben: Wir Kapuziner haben auf historischem Boden gebaut, nämlich auf dem Gelände des ehemali-

gen Kapuzinerhölzchens, das den Kapuzinern zur Verfügung stand, als sie noch Prediger und Hauskapläne im königlichen Schloß Nymphenburg waren.

Wir wollen auf diesem Boden weiterbauen und weiterwirken in ein neues Halbjahrhundert hinein zum Wohl der Drittordensschwestern und in Mitarbeit mit den verehrten Ärzten zum Heil der Kranken und auch zum Wohle unserer lieben Stadt München.

Die Drittordensschwester, immer unterwegs zu den Kranken, als die Seele der Anstalt

Herzmitte des ganzen Unternehmens aber war und ist und wird fürderhin bleiben die Drittordensschwester. Und da habe ich zuerst rückschauend auf die 50 Jahre eine Dankspflicht abzutragen feierlich und öffentlich. Nie hätte die Krankenfürsorge des Dritten Ordens mit allen ihren Einrichtungen die zwei Weltkriege, die zwei Inflationen, die Nöte der Nachkriegsjahre und der Zusammenbrüche geistiger, seelischer und materieller Art überdauert, wenn nicht sie, die Drittordensschwester, auf ein Gehalt verzichtet hätte. Für ein Taschengeld hat sie den großen Caritasdienst geleistet, unermüdlich, allen Schwierigkeiten zum Trotz. Ja viele von den Schwestern gaben sogar ihre eigenen Ersparnisse zugunsten der Krankenanstalt, gingen aber auch von Tür zu Tür in aufopfernder Sammeltätigkeit in den Zeiten schwerster Geldknappheit für ihr Nymphenburg.

Diesen Geist der Selbstlosigkeit und einer echt franziskanischen Schwesterlichkeit lernten sie an einem mächtigen Vorbild. Es ist jene Frau, die als Oberin und Generaloberin über 30 Jahre der Schwesternschaft vorstand, sie mit mütterlichem Charme umgab und eine wirkliche, lebendige franziskanische Gemeinschaft formte: Gabriele Gräfin von Tattenbach. In dieser franziskanischen Anspruchslosigkeit rettete sie das Werk mit ihren Schwestern über manche Katastrophe hinweg. Kein Wunder, sondern eine Selbstverständlichkeit, daß diese Haltung auch in das Geistige hinüber wechselte und Nymphenburg zu dem formte, was es heute ist, zu einer Krankenanstalt mit bester hingebender Pflege und einer gerade von den Schwestern geschaffenen Atmosphäre heimischer Geborgenheit für den Patienten in den Tagen seiner Krankheit.

Ich spreche nicht Cicero pro domo, ich möchte ein Zitat aus der Kirchenzeitung bringen:

„Dieses Haus vermag alles Quälende und Beängstigende eines Krankenhausaufenthaltes zu nehmen. Wer einmal im Nymphenburger Krankenhaus gelegen ist, hat sich dort aufgenommen gefühlt, anders als durch die Registratur eines ‚Aufnahmebüros‘: ob Katholik oder Protestant, Mohammedaner oder Buddhist. In unserer bei soviel sozialer Betriebsamkeit an unmittelbarer menschlicher Anteilnahme arm gewordenen Zeit ist das für nicht wenige ein ungewohntes Erlebnis. Daß sich hier der Katholik in einem noch tieferen Sinn daheimfühlt, ist natürlich. Die Menschen, denen er anvertraut ist, erkennen den Sinn und die Heilsbedeutung der Krankheit. Er weiß, daß sie ihn in ihr Gebet mit hineinnehmen, daß sie ihm zur Seite stehen mit ihrer fröhlich-stillen Gegenwart in seinen inneren Kämpfen; denn es gibt auch eine Dämonie der Krankheit. Er darf hoffen, daß er in der letzten und schwersten Stunde, wenn er sie erwarten müßte, nicht allein gelassen wird. Für wieviele mögen hier die Wochen und Monate der Krankheit zu Exerzitien geworden sein, die eine Genesung vollkommen machten oder für den letzten Weg vorbereiteten. Was hier im Bereich des Geistes geschaffen ist und immer weiter geschieht, auch in einem überfüllten Krankenhaus — Gott allein weiß es.“

Ich habe neulich ein Zitat von Bischof Bengsch bei seiner Inthronisation in Berlin gelesen:

„Jeder selbstlos Liebende ist eine echte Kraft in der Welt, und jeder Hassende hat einen Teil seiner Kraft nur dadurch, daß zu wenig geliebt wird.“

Liebe Schwestern! Ich danke Euch für alle selbstlose Liebe, die Ihr ausstrahlt; sie geht als echte Kraft in die Welt ein, weit über das Krankenhaus hinaus. Das ist Eure Sendung als Drittordensschwester, ob Sie nun am Krankenbett stehen oder im Operationssaal, im Röntgenraum, im Büro, in der Küche oder sonstige Handreichungen verrichten oder als Oberin einer Abteilung, eines Hauses oder als Generaloberin an der Spitze stehen und letzte Verantwortung tragen. *Echte, selbstlose Liebe geht als Kraft in die Welt ein.*

Und wo einer haßt, dort wissen Sie, daß er zu wenig Liebe gefunden hat. Hier noch

größere Selbstlosigkeit als Kraffteld Ihres Apostolates, ist und bleibt Eure Sendung.

Aber für gewöhnlich wird die Drittordensschwester nicht so sehr den Hassenden finden an dem Krankenbett, wohl aber den anders gewordenen Patienten — nicht zu vergleichen mit dem vor 50 Jahren. Ein anderer Typ des Patienten ist entstanden, anders geworden in der Technisierung des modernen Lebens, in der Anonymität des Betriebes. Er mißt nur nach Leistung. Er will vorerst im Krankenhaus keine persönliche Anteilnahme, sondern fachliche Leistung des Arztes wie der Schwester. Er ist ja sozialversichert, Arzt und Schwester werden ja von ihm bezahlt und daher auch sein Anspruch auf ihre Dienste. Gegen eine solche Auffassung müssen wir uns wehren. Der Dienst der Barmherzigkeit — das ist der pflegerische Dienst letztlich — kann im Grunde gar nicht bezahlt werden. Das sehen wir ja, wie trotz bester Bezahlung und Angebote die echte Krankenschwester immer seltener wird.

Andererseits aber zwingt uns der so anders gewordene Patient, ihm die bestmögliche Pflege und geistliche Betreuung angedeihen zu lassen. Und an dieser Betreuung sind alle beteiligt im Krankenhaus, auch die, die nicht unmittelbar mit dem Kranken zu tun haben, selbst die Stationsmädchen noch, die das gute Essen austragen und das Zimmer im besten Stand halten. Auch sie wirken mittelbar auf die Kranken ein.

Das goldene Schwesternjubiläum feierten:

S. Juliane Angerer, S. Gottharda Lipp, S. Isabella Eichner, S. Rosamunde Büttner

Das Vierzigjährige feierten:

S. Bertranda Wutz, S. Ebrentraud Will, S. Eva Bertelshofer, S. Kreszenz Vögele, S. Luitgard Eichberger, S. Lucretia Leins, S. Ubalda Leinmüller, S. Bibiana Königer, S. Canisia Himmel, S. Capistrana Wegmaier, S. Erika Sailer, S. Theodosia Hacker, S. Arsenia Unsin, S. Blandina Strasser, S. Crispina Daschner, S. Delphine Eck, S. Gentilia Fraundienst, S. Gorgonia Fischer, S. Gualberta Braun, S. Raineria Mayr, S. Suitberta Nidel, S. Venantia Rottenkolber, S. Vitalia Ziegler, S. Wilfrieda Fritsch

Menschlicher Dienst geschieht also auch in der Anonymität durch bessere Leistung, durch gut funktionierenden Dienst und Technik. Und wenn noch die Liebe dazukommt, dann wird auch dieser technisierte, versozialisierte Patient auf einmal für persönliche Anteilnahme empfänglich und wird sich auch für die höheren Werte des Lebens öffnen, und die einfache Drittordensschwester hat mehr erreicht als viele, viele Vorträge und Abhandlungen über die Gefahren der Vermassung und Kollektivierung erreichen.

Der so ganz anders gewordene Patient stellt heute höhere Anforderungen an ein Krankenhaus und nicht zuletzt an die Krankenschwester. Trotz Anonymität will er gar sehr umsorgt sein. Ist er doch auch komplizierter und schwieriger geworden. Es sollten darum mehr Schwestern zur Verfügung stehen. Schwesternmangel und Arbeitsüberforderung, mit dieser Problematik hat heute jedes Krankenhaus zu kämpfen. Das Nymphenburger

Krankenhaus bemüht sich heute, das Problem wenigstens in etwa zu lösen. Es werden auch freie Schülerinnen heute zur Ausbildung zugelassen, und eine Anzahl von Orden wollen ihre Kandidatinnen und Schwestern ebenfalls zur Ausbildung und Pflege dem Haus zur Verfügung stellen. Und wenn alle drei zusammenhalten, Drittordensschwester, freie Schwester und Gastschwester, dann kommt diese Arbeitsaufteilung auch sicherlich dem Kranken zugute.

Die Drittordensschwester aber wird weiterhin die Herzmitte der Krankenanstalt bleiben. Aber woher nimmt sie die Herzkraft? Antwort: letztlich aus dem Glauben. Nur wenn sie im Kranken das Geheimnis Christi sieht, wird sie auch Christi Liebe ausstrahlen, wie sie Franziskus und St. Elisabeth so vorbildlich gelebt haben. Die Drittordensschwester schöpft ihre Liebe zum Kranken aus dem Gebet und der täglichen Hingabe an Christus im heiligen Opfer. Das heilige Opfer ist und



bleibt ihre Mitte, Anfang und Ende ihres Tagewerkes. Was ist das heilige Opfer anders als eine lebendige Teilnahme am Leben, Leiden, Sterben und Auferstehen Jesu Christi. Und was ist Krankendienst anderes als lebendige Anteilnahme am Leben, Leiden, Sterben und Auferstehen im Patienten. Freilich diese hohe Auffassung vom Religiösen her muß gelehrt, gelernt und geübt werden. Sie fällt einem nicht in den Schoß. Die beiden Kuraten P. Alfred und P. Matthäus beseelsorgen nicht bloß die Kranken mit einer Hingabe sondergleichen, sondern auch unsere Schwestern und führen sie ein in diese höchste Auffassung des Krankendienstes vom Religiösen her. Und wenn ich sage, daß die Drittordensschwester die Herzmitte unserer Krankenanstalt geworden ist, dann haben die Kuraten einen wesentlichen Anteil daran.

*Der Arzt als Mitarbeiter und Mitgestalter
des christlichen Menschenbildes
und eines christlichen Krankenhauses*

Ich stelle ihn an die dritte Stelle, weil ich chronologisch gruppiert habe. In Wirklichkeit steht er an erster und zweiter Stelle. Denn er tritt in Erscheinung von Anfang an im Werden des Unternehmens, und er steht auch in der Mitte, in der Herzmitte. Denn was wäre Nymphenburg geworden ohne ihn! Man spricht heute soviel über Wiederbegegnung von Priester und Arzt. Hier haben wir sie. Priester, Arzt und Schwester sind sich von Anfang an begegnet. P. Petrus Eder begegnete dem Arzt — dem späteren Hofrat Dr. Heigl. Und beide begegneten sich in den Schwestern, wurden ihre Lehrer in theoretischer und praktischer Krankenpflege. P. Petrus Canisius begegnete dem leitenden Arzt eines kleinen Krankenhauses des St.-Georgi-Ritter-Ordens: Dr. Carl Schindler. Er machte ihn zum leitenden Arzt der Krankenanstalt Nymphenburg und damit auch zum ärztlichen Leiter der Krankenpflegeschule. Was Schindler für das Haus geleistet hat, ist enorm. Er übernahm nicht nur die Planung des Krankenhauses, er blieb an seiner weiteren Entwicklung 42 Jahre als leitender Arzt entscheidend und wirklich führend beteiligt. Seine Hauptsorge galt den Schwestern und ihrer theoretischen und praktischen Ausbildung. Er wurde aber auch ein hochangesehener Chirurg und ärztlicher Lehrer.

Und er ist es gewesen, der den Ruf der Krankenanstalt mit seinem Oberarzt und jetzigen Chef, Prof. Dr. Scheicher, weit über die Grenzen Deutschlands hinaustrug. Man rühmt heute an Nymphenburg vom ärztlichen Standpunkt aus gründlichste Untersuchung und strengste Indikationsstellung und nicht zuletzt den intensiven Ausbau aller denkbaren modernen diagnostischen Möglichkeiten.

Neben Geheimrat Schindler haben sich hierin die größten Verdienste erworben Prof. Scheicher, Prof. Kämmerer, Prof. Brunner und Dr. Schoen als Chefarzt für Röntgenologie. Ich müßte noch viele Namen nennen, den jetzigen Chef für innere Medizin, Prof. Walter C. Meyer, und seinen Oberarzt Venhofen, den Chef der gynäkologischen Abteilung, Dr. Walter Brunner, die Oberärzte Weidinger, Permanetter, Wiedemann und Bommers und noch viele andere. Ich habe diese Namen nur genannt als stellvertretend für viele, die sich im Laufe der 50 Jahre größte Verdienste um die Anstalt erworben und mit den Schwestern der Heilung der Kranken in aufopfernder, aber auch fachgemäßer Weise sich gewidmet haben.

Heilung des Kranken! Damit berühre ich ein Thema, das mir schwer auf der Seele liegt, eben weil wir ein katholisches, christliches Krankenhaus sein wollen. Das wahre und letzte Wissen um den Menschen entzieht sich der Errungenschaft der Technik. Das Rätsel Mensch läßt sich auf der Basis der Sachlichkeit und mechanisch kausaler Abläufe nicht lösen. Wenn diese Erkenntnis durchbricht, ist aus einem Mediziner erst ein Arzt geworden. Dann erst kann er in die wirkliche Praxis hinabsteigen. Dann erst liegt der Patient nicht als ein Objekt vor ihm. Dann erst ist er vom Kranken und seiner Not ergriffen. Diese Stunde ist die Geburtsstunde des wahren Arztes, die Urzeugung des eigentlich Ärztlichen: dieses Ergriffensein. Denn jetzt weiß der Arzt aus innerem Erleben, daß Krankheit auch mit den Lebensproblemen des Patienten etwas zu tun hat, die oft religiöse und weltanschauliche Probleme sind, und daß es auch, ich will nicht sagen eine christliche Medizin, doch einen christlichen Arzt gibt, in dem Augenblick nämlich, wo der Arzt dem Kranken in der ganzen Totalität seines Seins begegnet. Dann wird er von selbst Mitgestalter des christlichen Menschenbildes am Patienten, ohne viele Worte zu

**Silberne
Schwestern-
jubilantinnen:**

- S. Anakeleta
Brummer*
- S. Cara Schlager*
- S. Celsa Lipp*
- S. Dafrosa Graml*
- S. Eventia Bitsch*
- S. Gudelia Engl-
brecht*
- S. Gundekara
Murr*
- S. Guntrama
Maß*
- S. Helga Graf*
- S. Marzellina
Müller*
- S. Prosperia Mayr*
- S. Salutaria
Mayer*
- S. Burgunda Peter*
- S. Gislinda Martl*
- S. Hugoline Lohr*
- S. Otilie
Ungelebrt*
- S. Pazifika Zeitl-
hofer*
- S. Regina
Hempfer*
- S. Reinberta
Wagner*
- S. Rudolfine
Bleichner*
- S. Sigberta
Daffner*



verlieren oder gar zum Prediger zu werden. Aber dieses Ergriffensein vom Patienten und seiner Not ist unmöglich in einem Mammutbetrieb, wo z. B. der Chef den Patienten, oder eine größere Anzahl von Patienten nur en passant zu Gesichte bekommt, weil er einfach beim besten Willen nicht durchkommt. Und gerade hier ist der Patient am empfindlichsten, wenn er merkt, man hat keine rechte Zeit für ihn. Dieses Problem der Arbeitsüberforderung ist das Problem des Krankenhauses überhaupt geworden. Aber gerade dieses Problem muß wenigstens in etwa gelöst werden. Die Krankenanstalt Nymphen-

burg war 50 Jahre hindurch ein Vorbild für viele Krankenhäuser, besonders was Organisation, Krankenpflege, ärztliche Betreuung und harmonische Zusammenarbeit zwischen Arzt, Priester und Schwester betrifft. Die Krankenanstalt Nymphenburg muß auch in dieser Problematik sich bemühen, eine durchgreifende Lösung zu finden, Vorbild und Ausstrahlung zu sein in ein neues Halbjahrhundert hinein.

Noch ein Zweites ist notwendig: die Ehrfurcht vor dem Geistigen. Wir sind alle in Gefahr, nur das Sichtbare, Experimentelle und naturwissenschaftlich Nachweisbare als

einzig Wirklichkeit gelten zu lassen. Dieses eingeleisige Denken, in das leider Gottes auch die Medizin gefallen ist und in dem der Mediziner heute noch befangen ist, gilt bei stofflichen Dingen. Beim Menschen aber hört das eigentliche Experimentieren auf. Denn der Mensch steht nicht wie ein Gegenstand vor uns. Was den Menschen zum Menschen macht, was er denkt und wie er eingestellt ist, kann man nicht unter das Mikroskop nehmen. Dessen werden wir auf eigene Weise inne, dadurch nämlich, daß wir uns geistig an seine Stelle setzen, mit seinem Denken und Wollen uns konfrontieren, mitgehen und gleichsam von seiner geistigen Mitte aus und mit ihm seiner Welt zuwenden. In dieser Erkenntnis, in die auch der Arzt einsteigen muß, steht der Patient nicht mehr als Gegenstand vor ihm. Das Eigentliche im Menschen wird nie zum Gegenstand, es ist uns ungegenständig, wenn auch durch den Leib an das Gegenständliche gebunden, und gerade dies ist das eigentlich Geistige.

Aber dazu ist notwendig: Ehrfurcht vor dem Geistigen, das sich in Demut beugt vor dem Höheren, auch wenn es nicht experimentell gemessen werden kann. Ein Arzt, der diese Ehrfurcht verloren hat, hat auch die Fähigkeit verscherzt, das Geistige an sich selbst zu erfahren, geschweige denn, es in die Praxis mit hereinzunehmen. Er glaubt dann, das Geistige gäbe es gar nicht, er hätte sich von einem finsternen Aberglauben befreit, und merkt dabei gar nicht, wie leer und arm er als Mensch und Arzt geworden ist. Wo aber Ehrfurcht vor dem Geistigen, dort auch das Wissen, daß der Geist des Menschen nicht in sich selbst steht, sondern aus dem Geheimnis Gottes kommt. Ich freue mich immer aufrichtig, wenn ich höre, daß Ärzte auch Interesse haben für geistige Dinge: Philosophie, Theologie, Liebe zu den bildenden oder schönen Künsten usw. Denn dann weiß ich, daß sie als wahrhaft Gebildete ihren Patienten gegenüber eine ganz andere Haltung einnehmen als die Nurmediziner. Je weiter ein Baum seine Krone ausbreitet, um so mächtiger verankert er sich in der Erde. So muß auch der Arzt in seinem wahren Standort um so tiefer verwurzelt sein, je weiter die rein medizinischen Erfahrungen und Praktiken als rein gegenständliche Erkenntnisse sich ausdehnen.

Der Standort aber ist das ungegenständig Geistige. Wo in einer Krankenanstalt das Geistige mächtig wirksam ist, dort wird es auch sichtbar werden und wie ein Fluidum alle Räume durchwehen. Man kann es nicht sehen, aber man fühlt es: eine andere Atmosphäre, eben die Atmosphäre eines vom Geiste Gottes erfüllten Krankenhauses. Und um diese Mitarbeit eines Mitgestalters des christlichen Menschenbildes bitte ich Sie, verehrte Ärzte. Die kann man nicht befehlen, die muß man haben, die muß man leben an sich selbst und dann ausstrahlen. Dann haben Sie die Sendung in diesem unserem Hause verstanden.

Kardinal Faulhaber nannte die Nymphenburger Krankenanstalt einmal eine Kathedrale katholischer Caritas. Er meinte damit nicht jene landläufige Caritas, die einmal Almosen spendet und Wohltätigkeitsveranstaltungen leitet, um eben auch Gutes zu tun. Nein! Er verstand darunter eine Caritas in weitester Ausstrahlung — wie eine Kathedrale weithin sichtbar und ihre Zeichen in die Welt ausstrahlend. In diese Caritas ist jegliche Not eingeschlossen. Alles Leid und alle Krankheit in der Welt ist ja ein einzig ungeteiltes Elend. Und darum ist auch Caritas unteilbar und allumfassend, eben katholisch. Und aus dieser universalen Haltung ist das geworden, was wir heute feiern. An diesem Bau der Kathedrale haben mitgearbeitet der Kapuziner in stets zeitgemäßer franziskanischer Sendung, die einfache Drittordensschwester, gleichsam als ihr Tabernakel, weil Herzmitte und Seele der Anstalt, und der Arzt, von dem geschrieben steht: Ehre ihn; denn auch er kommt von Gott. Die Urform des Arztes ist der Priester. Der große Hippokrates lehrte im Heiligtum des Gottes Asklepios.

Allen drei Gruppen, die an diesem Bau mitgewirkt haben — mit dem Architekten Herrn Huf — sei in dieser Stunde Dank und Anerkennung ausgesprochen. Der Architektós katexochen aber, der große Gott und Schöpfer und Baumeister, möge seine segnende Hand über das Werk breiten in das nächste Halbjahrhundert hinein.

Schwester Viktoria Heerberger

† 29. September 1962

Die Gründerepoche der Krankenfürsorge des Dritten Ordens in Bayern fand ihren Abschluß. Mit Schwester Viktoria ist die letzte Mitarbeiterin des Gründers P. Petrus Eder heimgegangen, die „von Anfang an dabei gewesen“ war. An ihrem offenen Grab gab der Erste Vorstand der Krankenfürsorge, Geistlicher Rat P. Wunibald Wendel, der großen Trauergemeinde bekannt, daß die Verewigte in ihrem Testament gebeten habe, man möge von einer Grabrede absehen. P. Wunibald hat dieser Bitte Rechnung getragen. Er versicherte jedoch, daß diese Bitte uns nicht hindern könne, der Heimgegangenen ein herzliches „Vergelt's Gott“ in das offene Grab hineinzubeten.

Welche andere Antwort wäre in jener Stunde auch möglich gewesen auf ein Leben, das von früher Jugend an der selbstlos barmherzigen Liebe geweiht war! In wievieler Namen ist dieses „Vergelt's Gott“ gebetet worden! Erst wenn die Geschichte der Krankenfürsorge geschrieben ist, kann auch der Anteil ermessen werden, den die Heimgegangene an der Gründung und Entwicklung des Werkes genommen hat.

Schwester Viktoria wurde am 7. September 1883 in der Auenstraße zu München geboren und auf den Namen Berta Christine getauft. Ihr Vater war Prokurist bei der Firma Kustermann. Nach der Volksschule hat sie die Schule der Frauen Servitinnen besucht, wo sie Französisch, Englisch, Stenographie und Buchführung erlernte. Gleichzeitig erhielt sie eine Ausbildung in fraulicher Handarbeit. Neunzehnjährig trat sie in das Noviziat des Dritten Ordens von Sankt Anton in München ein.

Der damalige Drittordensdirektor P. Petrus Eder mag sie als ein Geschenk vom Himmel begrüßt haben; denn er trug sich mit dem Plan, eine Krankenhilfe des Dritten Ordens zu gründen. Tatsächlich hat dieses Vorhaben der jungen Berta Heerberger den eigentlichen Anstoß gegeben, dem Dritten Orden beizutreten. Der junge Kapuziner hätte das kühne Unternehmen kaum wagen können, wenn ihm nicht gottbegeisterte Mitarbeiter selbstlos zur Seite gestanden wären. Pater Petrus nannte Berta Heerberger seine rechte Hand.



Sie hatte alle anfallenden Schreivarbeiten zu erledigen, und das waren nicht wenige. Alte Schwestern haben schmunzelnd erzählt, daß die junge Terziarin ihre flinken Beine nicht weniger in den Dienst der guten Sache habe stellen müssen.

Noch im hohen Alter schilderte Schwester Viktoria die Begeisterung der ersten Jahre, die Opferbereitschaft der Drittordensmitglieder, die Armutsliebe der ersten Schwestern, und wie jeder seine Freizeit ganz selbstverständlich in den Dienst der guten Sache gestellt habe. Sie verschwieg dabei nicht, daß sie ein gehöriges Teil der Last mitgetragen habe, so bei den Flugblattaktionen in den Pfarrgemeinden und bei der Organisation der über die Stadt hin verstreuten Meldezentren für arme Kranke, und erhebliche Mühe habe schon bald die Besorgung geeigneter Kräfte für die Krankenpflege gemacht. Dieser Notstand hat dann bekanntlich zur Einrichtung von Krankenpflegekursen für

Frauen und Mädchen aus dem Dritten Orden geführt, auf welche die heutige Krankenpflegeschule in München-Nymphenburg zurückgeht, die weitaus älteste in München.

Als die Krankenhilfe des Dritten Ordens gegründet war, galt es Mitglieder zu werben bei hoch und niedrig. Auch zwang die Krankenversorgung, immerzu Spenden zu sammeln. Die nicht zu überwindenden Schwierigkeiten bei der Unterbringung der theoretisch in der Krankenpflege ausgebildeten Drittordensschwwestern zur Absolvierung des Praktikums in einem Krankenhaus riefen den Plan eines drittordenseigenen Krankenhauses ins Leben. So viele Bausteine sind damals zusammengetragen worden, und die junge Terziarin ist unermüdlich allen voran von Tür zu Tür gegangen.

Als die Ordensoberen Pater Petrus zur Überraschung seiner Mitarbeiter von München weg versetzten und Pater Canisius König mit der Leitung der Drittordensgemeinde und der jungen Organisation „Krankenhilfe des Dritten Ordens“ beauftragten, da hat Berta Heerberger von ihrer Arbeit kaum aufgeschaut. Ihr ging es einzig um die Sache der Caritas. Die durfte nicht zu Schaden kommen, und Fräulein Heerberger wurde weiterhin als die rechte Hand des Vorstands in Anspruch genommen, als Sekretärin und Botin.

Unter der Leitung des neuen Direktors wuchs die Krankenfürsorge des Dritten Ordens stürmisch über die Grenzen Münchens hinaus. Städte und Dörfer riefen nach Drittordensschwwestern für die ambulante Krankenpflege. Berta Heerberger übernahm die Aufgabe, dafür die notwendigsten Voraussetzungen zu schaffen. Wo es sich als möglich erwies, brachte sie am Ort Interessenten zu einem Verein zusammen, der für die Schwesternstation aufkam. Wo das nicht anging, die Not unversorgter Kranker aber Hilfe notwendig machte, da gründete sie Filialen, die von der Krankenfürsorge des Dritten Ordens in München getragen wurden.

Immer blieb eine Reihe von Problemen zu lösen. Es mußten für die Schwestern die geeigneten Wohnungen gefunden und eingerichtet werden. Für die Verpflegung der Schwestern war zu sorgen, die Vergütung der Dienste mußte geregelt werden und die wirtschaftliche Sicherung der über das ganze bayerische Land hin verstreuten Caritasstützpunkte bedurfte der dauernden Nach-

prüfung, bis genügend Erfahrungen gesammelt waren. Während Berta Heerberger solche Aufgaben mehr als sieben Jahre lang von ihrer elterlichen Wohnung aus wahrgenommen hat, stand ihr nach der Einrichtung eines Mutterhauses für die Schwestern in der Maistraße zu München ein Büro zur Verfügung. Der Schreiber dieser Zeilen hat Schwester Viktoria noch unlängst gefragt, wie es damals mit der Vergütung für ihre Tätigkeit gehalten worden sei. Er erhielt die Antwort: „Vergütung? An so etwas hat damals niemand von uns gedacht. Gewiß, den Pflegerinnen wurde der vereinbarte Satz für den Pflage tag gegeben, auch den Schwestern aus der Drittordensgemeinde. Die mußten ja davon leben. Aber ich war ja nicht Schwester, sondern Förderin. Bei der Krankenfürsorge ging es schließlich um unsere eigene Drittordenssache. Ich hatte mein Auskommen im Elternhaus, wo ich meiner Mutter im Haushalt zur Seite stand und später meinen Geschwistern den Haushalt führte.“

Diese Bindung hat die Terziarin Berta Heerberger bis 1918 gehindert, der Schwesternschaft der Krankenfürsorge des Dritten Ordens beizutreten. Als der Haushalt im elterlichen Haus aufgelöst wurde, nahm sie das Schwesterngewand der Krankenfürsorge. An ihrem Aufgabenbereich änderte sich nichts, aber nunmehr konnte sie ihre bedeutende organisatorische Begabung ungeteilt in den Dienst der armen Kranken und Alten stellen. Das geschah zur Stunde Gottes; denn nach dem Zusammenbruch vom November 1918 wuchs die Not noch weit über das Elend der letzten Kriegsjahre hinaus. Schwester Viktoria war unablässig unterwegs, um Stationen und Filialen der Krankenfürsorge wirtschaftlich zu sichern, Ortsvereine neu aufzubauen und neue Freunde und Wohltäter zu gewinnen. Gleichzeitig hielt sie in den Pfarrgemeinden Vorträge vor der weiblichen Jugend und erwärmte hochherzige Mädel für den Beruf der Krankenschwester. Das Caritaswerk der Krankenfürsorge nahm damals einen neuen Aufschwung. Als die Oberin des Mutterhauses der Schwesternschaft, Gabriele Gräfin von Tattenbach, am Heiligen Abend des Jahres 1921 zur ersten Generaloberin der Schwesternschaft ernannt wurde, erhielt Schwester Viktoria den Titel einer Generalassistentin und wurde damit in einem Amt bestätigt, das sie praktisch seit langem bereits wahrgenommen hatte.

Se. Exzellenz
Bischof Epifanio
B. Surban
von Dumaguete/
Philippinen,
gratuliert als
Gast der Kranken-
anstalt in
München-
Nymphenburg
der Schwester
Isabella zu ihrem
goldenen Ordens-
jubiläum



Schwester Viktoria hat das Werk der Krankenfürsorge organisatorisch und kaufmännisch durch die schwere Zeit der Inflation gebracht und nach der Stabilisierung der Währung neu konsolidiert. Das darf wohl ohne Übertreibung gesagt werden, wenngleich die Generalassistentin wiederum nur als die rechte Hand des damaligen Ersten Vorstands der Krankenfürsorge, P. Theodor Götz, tätig war. Es wäre jedoch irrig anzunehmen, daß sich die Sorge der Schwester Viktoria im Wirtschaftlichen und in der Verwaltung der Filialen erschöpft habe. Gerade darin offenbarte sich ihre Herzensgröße, daß sie über notwendiges Rentabilitätsdenken und unvermeidliche Rationalisierungsmaßnahmen hinweg das ganz persönliche Wohl der von der Krankenfürsorge betreuten Kranken und Alten im Auge behalten hat. Wie sehr es ihr zeitlebens um diese ganz persönliche Liebe zu tun war, das wurde eindrucksvoll deutlich, als ihr im Jahre 1946 die Verantwortungslast der Generalassistentin abgenommen wurde. Der Himmel hat ihr noch sechzehn Lebensjahre bei seltener geistiger und körperlicher Frische geschenkt. Sie hat die Gnadenzeit nach dem einmütigen Urteil ihrer Mitschwestern Tag um Tag armen alten und kranken Leuten gewidmet, die sie mit dem Spürsinn des Mitleids in Münchener Hinterhauswohnungen und Mansarden aufzufinden wußte. Nun brauchte sie nicht mehr Buch zu führen, aber die Engel haben es auf-

gezeichnet, was sie sich abgespart und unter ihrem Mantel an guten Dingen und in ihrem Herzen an teilnehmender Liebe in menschliche Einsamkeit hineingetragen hat.

Die Vorstandschaft der Krankenfürsorge des Dritten Ordens wollte am Heiligen Abend 1962 das sechzigjährige Jubiläum der Heimgegangenen feiern, aber der hl. Erzengel Michael hat sie an seinem Fest an den Thron Gottes gerufen, und der barmherzige Gott gewähre, daß Schwester Viktoria Heerberger das diamantene Jubiläum ihrer Zugehörigkeit zum Werk der Krankenfürsorge mit den Engeln und Heiligen im Reich der Wahrheit, der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens feiern darf.

Der Himmel wird die armen alten und kranken Leute trösten, die Schwester Viktoria in Einsamkeit zurücklassen mußte. Er wird auch sorgen für die Spatzen und für die schwarze Amsel mit dem hellen Schopf und der weißen Halskrause, die dort in der Hainbuchenhecke ihren Standort hat, wo es vom Franziskushaus in München-Nymphenburg hinübergeht zum Josefsheim. Die alte Schwester pflegte dort beim Vorübergehen anzuhalten und zu verschnaufen. Dann wechselte sie mit dem bunten Sänger Blicke geheimen Einverständnisses. Der Gescheckte wußte um den Ort, an dem ihm seine Freundin in Notzeiten etwas Gutes hinterlegte.

Dr. P. Leutfried Aswerus

WARUM CHRISTLICHE KRANKENPFLEGE

Auf die Frage antwortet Frau v. Gernet vom Malteser-Hilfsdienst

Selbstverständlich gibt es keinen katholischen Armbruch und kein katholisches Verbandpäckchen, aber es gibt eine katholische Haltung dem Nächsten gegenüber. Wir haben das Gebot, Gott von ganzem Herzen, aus ganzer Seele und mit allen unseren Kräften zu lieben. — Wir müssen unsere Liebe zu Gott ausdrücken in der Liebe zum Nächsten. Wenn man aber liebt, muß man auch helfen.

Man kann freilich aus rein humanitären Idealen helfen. Das versuchen viele, die an eine Welt ohne Schöpfer und Vater glauben. Meistens lieben sie aber nur die „Menschheit“ und nicht den einzelnen Menschen. Die Gefahr ist, daß man vom Helfer zum Richter wird und meint, entscheiden zu dürfen, wer es „wert“ sei, Hilfe zu erhalten.

Im Gleichnis vom Manne, der nach Jericho ging und unter die Räuber fiel, ist überhaupt nicht die Rede davon, ob er es wert war oder nicht, er brauchte Hilfe, und die gab ihm der barmherzige Samariter. Es steht auch gar nichts darüber da, ob er sich später seinem Helfer gegenüber dankbar erwiesen hat. Auch im Gleichnis von den zehn Aussätzigen zeigt sich nur einer dank-

bar. Der Herr heilte aber auch die anderen. Da er den Menschen ins Herz schaut, wußte er das im voraus. Ich glaube nicht, daß man in jeglicher Art sozialer Arbeit, ohne hart und selbstgerecht zu werden, wirklich helfen kann, wenn man sich nicht unter den Augen des Vaters weiß. Er sieht unser Bemühen, er vergibt unsere Irrtümer und nimmt unsere Enttäuschungen auf.

Dem heutigen Menschen, besonders dem jungen Menschen, muß man helfen, wieder in Beziehung zum Nächsten zu treten. Der junge Mensch ist durchaus willig, aber manchmal etwas phantasielos. Wenn man ihm nun ganz praktisch zeigt: so kannst du es machen, zeigt er oft eine erstaunliche Einsatzbereitschaft. Der junge Mensch braucht aber auch eine Gruppe Gleichgesinnter um sich, nach denen er sich richten kann, und die ihn bestärken und, wenn notwendig, korrigieren. Er findet das heute meistens nicht mehr in der Familie und schon gar nicht in der Umwelt.

Sie sind wach und kritisch, die jungen Leute, und man muß sich schon anstrengen, ihnen zu genügen. Ich glaube darum, daß unser Malteser-Hilfsdienst eine große Aufgabe hat.



Der Malteser-Hilfsdienst schulte in der Krankenanstalt des Dritten Ordens zu München-Nymphenburg Studentinnen der Münchener Universität als Schwesternhelferinnen ganztägig vier Wochen in den Monaten September/Oktober 1962.

Der Kursus wurde mit einem Examen abgeschlossen



Beim Anlegen von Verbänden



Die Generaloberin des Malteser-Hilfsdienstes, Altgräfin Paula Salm, bei der Prüfung der Helferinnen



DIE KRANKENPFLEGESCHULE DES DRITTEN ORDENS IN MÜNCHEN-NYMPHENBURG

bildet katholische Mädels, die achtzehn Jahre alt sind und Neigung zum Pflegeberuf haben, aus in einem dreijährigen Kursus, der mit der staatlichen Prüfung für Krankenpflege seinen Abschluß findet.

Die Schülerinnen werden gemäß den Sozialversicherungsgesetzen versichert und erhalten ein Taschengeld nach den Richtlinien des Deutschen Caritasverbandes.

Die Aufnahme erfolgt ohne Rücksicht darauf, ob die Schülerin den Schwesternberuf erlernt ohne die Absicht, diesen auf Lebenszeit auszuüben, ob die Schülerin später als freie Schwester tätig werden will, oder ob sie als vollberechtigte Schwester der Krankenfürsorge des Dritten Ordens ihr Leben dem Dienst an den Kranken widmen will.

Anfragen richtet man an die Krankenpflegeschule des Dritten Ordens München-Nymphenburg, 8 München 19, Menzinger Straße 48.

Wer als Drittordenschwester Kranke pflegen will, wende sich an: Mutterhaus der Krankenfürsorge des Dritten Ordens, 8 München 15, Maistraße 5.



*Bilder aus der
Krankenpflege-
schule*

Wer bereits einen Beruf erlernt hat

und die darin erworbenen Kenntnisse und Erfahrungen in den Krankendienst stellen will, kann ohne Krankenpflegekursus Drittordensschwester werden. Nahezu jeder Beruf ist willkommen.

Schulentlassene Mädchen

mit Neigung zum Pflegeberuf können bereits vom 14. Lebensjahr ab im Mutterhaus der Krankenfürsorge zu München wohnen, wo sie gründlich und allseitig auf ihren späteren Beruf vorbereitet werden. Sie erhalten ein Taschengeld und werden sozialversichert.

Begabten Volksschülerinnen

ist Gelegenheit geboten, im Mutterhaus zu München zu wohnen und von dort aus die Mittelschule zu besuchen. Nicht wenige Schwesterndienste an den Kranken lassen bereits heute eine höhere Schulbildung als wünschenswert erscheinen.

Sämtliche Anfragen hierzu richtet man bitte an: Mutterhaus der Krankenfürsorge des Dritten Ordens, 8 München 15, Maistraße 5.

Aus der Chronik der Krankenfürsorge des Dritten Ordens 1962

Aus Anlaß des von der Krankenfürsorge des Dritten Ordens im Jahre 1962 gefeierten Doppeljubiläums übersandte der Generalminister des Kapuzinerordens, P. Klemens von Milwaukee, aus Rom nachfolgendes Glückwunschschreiben an den Direktor der Krankenfürsorge, Geistlicher Rat P. Wunibald Wendel OFM Cap. Darin heißt es:

Das Doppeljubiläum, womit 60 Jahre Krankenfürsorge des Dritten Ordens in Bayern und 50 Jahre Bestand der herrlichen Krankenanstalt von München-Nymphenburg gefeiert werden, dürfen nicht vorübergehen, ohne daß Wir unsere Segens- und Gnadenwünsche übermittelt haben. Handelt es sich doch um ein Werk, das nicht nur der lieben Bayerischen Kapuzinerprovinz, sondern unserem ganzen Ersten und Dritten Orden zur dauernden hohen Ehre gereicht. Erstand doch



in der tatkräftigen Gründung und im zielstrebigen Ausbau dieses großen caritativ-sozialen Werkes ein Monument christlich-franziskanischer Liebe, in dem unübersehbar viel Gutes zur Ehre Gottes und zum Heile der Kranken geleistet wurde und noch geleistet wird, worüber nur die Bücher Gottes volle Einträge enthalten.

Im Gedenken an die edlen Gründer geistlichen und weltlichen Standes und an die Leiter dieses großen Werkes, gratulieren Wir Ihnen, hochw. P. Direktor, der wohlehrw. Generaloberin Sr. Serena Wolferseder, dem Generalate, allen ehrw. Schwestern und Mitbeteiligten, zum wohlverdienten Jubiläum und danken Ihnen andererseits für all das unschätzbar viele Gute, das in den vergangenen 60, resp. 50 Jahren geleistet worden ist, womit, wie schon gesagt, auch unser ganzer Erster und Dritter Orden geehrt worden sind. Wir wissen persönlich, in welch' blühendem Zustande und in welch' allgemeiner Hochschätzung Ihr Werk heute dasteht, freuen

Uns dessen und wünschen ihm Gottes reichsten Segen und Beistand zu einer ebenso segensreichen Zukunft.

Am St. Nikolaustag des Jahres 1961 trafen die ersten afrikanischen Mädel im Mutterhaus der Krankenfürsorge des Dritten Ordens zu München ein, um in der Krankenanstalt zu Nymphenburg die Krankenpflege zu erlernen. Am 26. Juli 1962 kamen zwei afrikanische Schwestern von der Kongregation der hl. Theresia vom Kinde Jesu und drei weitere Mädel hinzu.

Se. Exzellenz Bischof A. Lanctot aus Tanganjika überbrachte den afrikanischen Schülerinnen im Mutterhaus an der Maistraße zu München im Oktober 1962 Grüße aus der fernen Heimat. Se. Exzellenz Bischof Epifanio B. Surban von Dumaguete/Philippinen, seit dem Eucharistischen Weltkongreß in der Krankenanstalt des Dritten Ordens ein gern gesehener Gast, legte auf seiner Reise zum Konzil in München-Nymphenburg eine längere Rast ein. Er will auch das Weihnachtsfest in München verbringen. In Schloß Blutenburg übernachtete für einige Rasttage vor der Weiterfahrt nach Rom Se. Exzellenz Eugen D'Souza, Erzbischof von Nagpur/Indien.

Mit dem Bundesverdienstkreuz sind seit dem Erscheinen des letzten Heftes „Unterwegs zu den Kranken“ ausgezeichnet worden die langjährige Oberin des Augsburger Wöchnerinnenheims, Schwester Helene Stoecker, und Schwester Leonie Kornexl, mehr als 20 Jahre Oberin in Regensburg. Beide Schwestern kamen bereits in den Gründungsjahren zur Krankenfürsorge des Dritten Ordens und sind trotz ihres hohen Alters noch unermüdlich tätig.

Im Juni 1962 wurde im Müttergenesungsheim „Maria Schutz“ zu Handlab der zweitausendste Gast begrüßt. Das von Schwester Oberin Caritas Egger geleitete Heim hat vor zehn Jahren seine Pforten geöffnet.

Das Müttergenesungsheim „St. Elisabeth zum Kaiserblick“ zu Reit im Winkl wurde am 20. Juli 1962 von Sr. Eminenz Julius Kardinal Döpfner feierlich eingeweiht. An der Feier nahmen mit Mitgliedern des Vorstandes der Krankenfürsorge des Dritten Ordens teil, der Präsident des Deutschen Caritasverbandes, Prälat Stehlin, Cari-

tatsdirektor Fritz von Freiburg und Domkapitular Prälat Jandl, damals Caritasdirektor der Erzdiözese München-Freising.

Am 29. September 1962 starb Schwester Viktoria Heerberger. Sie hat an der Gründung und Entwicklung der Krankenfürsorge des Dritten Ordens als Förderin und spätere Generalassistentin bedeutenden Anteil genommen. Schw. B.

Krankenseelsorge

in der Krankenanstalt des Dritten Ordens in München-Nymphenburg	
Kommunion am Krankenbett	52 388
Letzte Ölung	503
Konversion	1
Wiederaufnahme in die Kirche	7
Trauung	9
Taufe	718



Unsere Toten

	Eintritt
8. 12. 61 Schw. Richarda, Kalb Pauline	1907
28. 12. 61 Schw. Corona, Galneder Maria	1920
29. 12. 61 Schw. Bilhildis, Mörner Franziska	1915
30. 12. 61 Schw. Blanka, Schmitt Agnes	1909
1. 1. 62 Schw. Alexia, Poschenrieder Rosina	1921
19. 2. 62 Schw. Prudentia, Eggerdinger Therese	1932
21. 2. 62 Schw. Avita, Fink Karoline	1925
24. 2. 62 Schw. Charlotte, Bregger Berta	1911
22. 3. 62 Schw. Imelda, Wegner Josefa	1911
8. 4. 62 Schw. Friedhilde, Schwabbaur Anna	1941
13. 5. 62 Schw. Bertholda, Babl Maria	1929
27. 6. 62 Schw. Priszilla, Hutterer Elisabeth	1926
6. 7. 62 Schw. Maximiliane, Bröckel Antonie	1922
6. 9. 62 Schw. Makaria, Philipp Maria	1926
27. 9. 62 Schw. Waltrudis, Mayer Hedwig	1923
29. 9. 62 Schw. Viktoria, Heerberger Berta	1918

Unterwegs zu den Kranken. Hefreihe. Herausgeber: Krankenfürsorge des Dritten Ordens in Bayern (e. V.). Schriftleitung: Verwaltungsschwester Bernhilde Frey. Druck: Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, München 8, Anzinger Straße 1 — Zahlungen an: Krankenfürsorge des Dritten Ordens, München 15, Maistraße 5, Postscheckkonto München Nr. 2205 — Mit kirchlicher Druckerlaubnis: München, 2. 11. 1962, GV Nr. 11431 Matthias Defregger, Generalvikar. Mit Erlaubnis der Ordensoberen: Altötting, 30. 10. 1962 A. R. P. Gratian Gruber, O.F.M.Cap., Provinzial.

KRANKENFÜRSORGE DES DRITTEN ORDENS IN BAYERN SITZ IN MÜNCHEN

CARITASLEISTUNGEN IM JAHRE 1961

AMBULANTE KRANKENPFLEGE

ANZAHL DER SCHWESTERN- STATIONEN: 200 BETREUTE PATIENTEN: 21 804	PFLEGELEISTUNGEN: 14 389 TAGESPFLEGEN 12 792 NACHPFLEGEN 9 858 TAG-UND NACHPFLEGEN 21 632 HALBTAGSPFLEGEN 324 434 BESUCHSPFLEGEN 290 WOCHENBETTEN 1 687 HAUSPFLEGEN 870 DAUERPFLEGEN
--	--

PFLEGE IN KRANKENANSTALTEN

BETREUTE PATIENTEN: STATIONÄR 25 581 AMBULANT 21 731	PFLEGELEISTUNGEN: 117 834 TAGESPFLEGEN 11 114 NACHPFLEGEN 38 160 AMBULANTE DIENSTE 61 949 RÖNTGENLEISTUNGEN 8 314 OPERATIONEN 4 081 GEBURTEN 564 231 VERPFLEGSTAGE
--	---

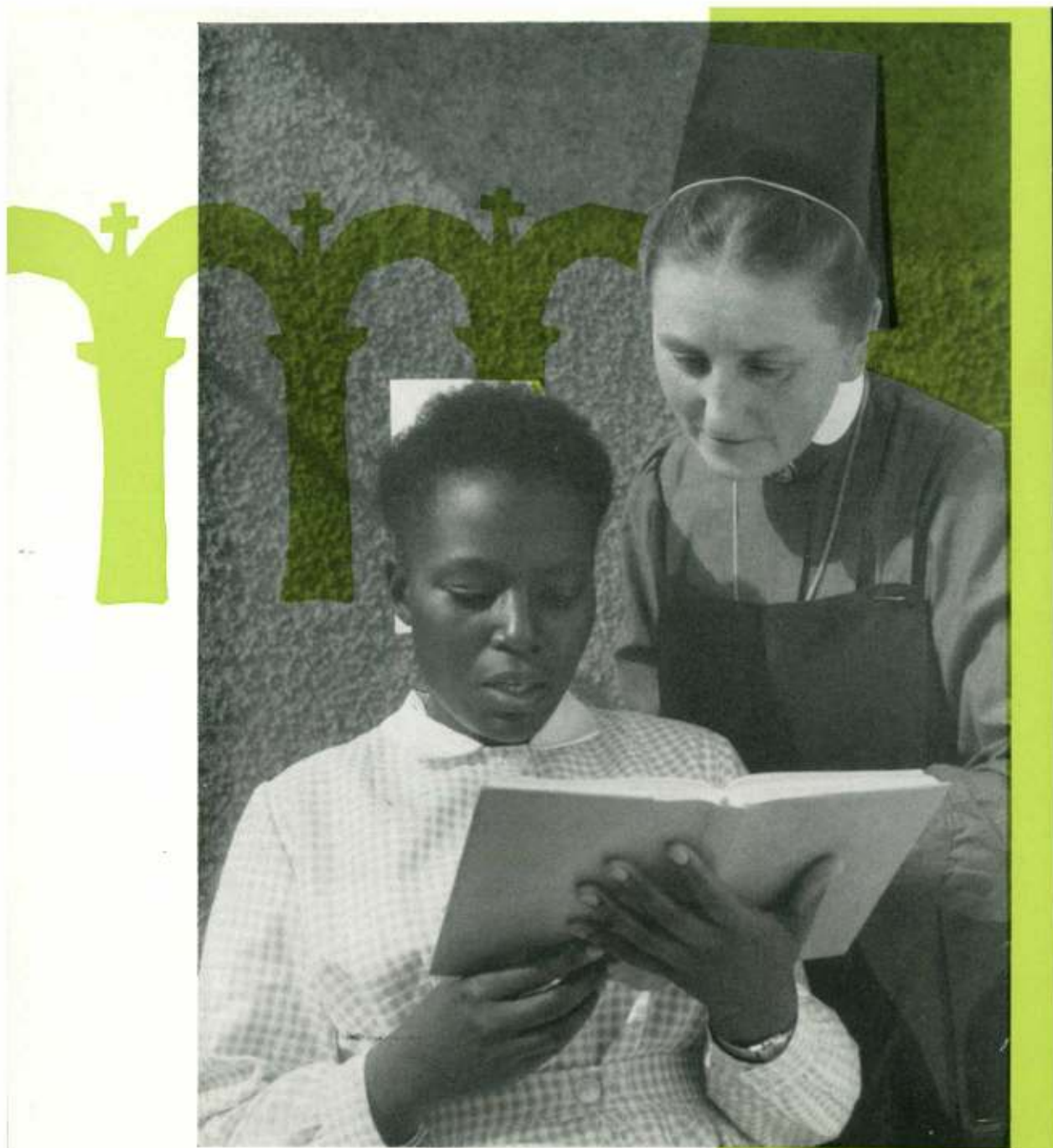
SAUGLINGS-UND KRANKENPFLEGEKURSE

3 720 TEILNEHMERINNEN WURDEN IN 125 KURSEN
UNTERRICHTET

WEITERE CARITASARBEIT

5 ALTERSHEIME + 2 MÜTTERGENESUNGSHÄUSER + 1 LAND-
ERZIEHUNGSHaus + 3 KINDERGÄRTEN UND -HEIME
+ 16 FÜRSORGEBERATUNGSSTELLEN +

*Tafel auf der Ausstellung des Dritten Ordens in Rom
aus Anlaß des II. Vatikanischen Konzils*



*Wer baut mit uns als Schwester der Krankenfürsorge des
Dritten Ordens Brücken barmherziger Liebe nach Afrika?*